REVOLTE WIDER DEN WELTGEIST

AUS DEN TAGEBÜCHERN DES NICOLAUS COPERNICUS

ins Neuhochdeutsche übersetzt von Bodo Lampe

FRAUENBURG, AUGUST 1542

Ich bin nie stolz darauf gewesen, ein normaler Mensch zu sein. Im Gegenteil. Als Genie hätte ich mich bestimmt leichter getan, mit meiner komplizierten Theorie zurechtzukommen und wäre an schwierigen Stellen nicht jahrelang steckengeblieben. Oder ich hätte sogar eine viel bessere Lösung für die Rätsel des Kosmos gefunden.

Im praktischen Leben hat meine Durchschnittlichkeit verhindert, dass etwas Bedeutendes aus mir geworden ist. Mehr noch, ich war bei amtlichen Würdenträgern nie sonderlich beliebt. Siehe den neuen Bischof, der bis heute nicht mit mir warm geworden ist und mich drangsaliert, wo er kann. Kürzlich hat er mir indirekt sogar unlautere Buchführung vorgeworfen. - Oder damals die Dekane in Bologna und Padua, die mich in jeder Hinsicht abgelehnt haben, obwohl meine Seminarvorträge allgemein sehr gut angekommen sind. Ich habe zwar nur Standardwissen rekapituliert - aber ist das nicht genau, was die Leute wollen: dass man ihre vorgefassten Meinungen bestätigt?

Seltsamerweise kann ich mich nicht daran erinnern, wann mir die Idee zum allerersten Mal gekommen ist. Vielleicht beim abendlichen Fertigmachen vor einem Vespergottesdienst, oder in der kurzen Verschnaufpause zwischen zwei eiligen Aufträgen des Onkels. Vielleicht erschien sie mir in einem Moment der Entspannung auf einer Parkbank in Bolognas Orto Botanico, bei der Kontemplation auf den Stufen im Angesicht eines antiken Tempels, oder es war ein kurzer Wink Gottes in einem Traum, der sich herüber gerettet hatte in den Wachzustand eines übermütigen Straßenfestes. Vielleicht ist es am Anfang nur der halb bewusst wahrgenommene Bruchteil, die hingehauchte Ahnung einer Idee gewesen, welchem sich zweite und dritte Teile bei ganz anderen Gelegenheiten zugesellt haben, derart, dass inzwischen all diese Komponenten präzise ineinander greifen und zu einem ganzheitlichen Konzept des Universums zusammengewachsen sind.

Das geistige Aroma, die spezielle, atemberaubende Verknotung verschiedener Gedankenstränge zu einer vollständigen, von mir allein imaginierten Interpretation der Wirklichkeit, der Gleichklang der Körper des Himmels, den bis heute nur ich vollständig zu würdigen vermag, sind mir längst vertraut gewesen, als eines Tages, während ich, halb benebelt von einer Fliegenpilzsuppe, über den Aufzeichnungen des Novara brütete, jenes Bild in mir aufstieg, welches in meinen Schriften für immer an erster Stelle stehen wird und ohne weitere Textbeigaben das gesamte bekannte Universum erklärt und schlüssig zusammenfasst: ein System von Kugeln, die in einer gemeinsamen Ebene um ein helles, erhellendes Zentrum kreisen, jedoch nicht im Takte, sondern mit durchaus verschiedenen Geschwindigkeiten.

Diese Verschiedenhaftigkeit ist allerdings ein bleibendes Rätsel, welches die Ästhetik der göttlichen Fügung zu stören scheint. Eines, das ich in der mir verbleibenden Zeit nicht mehr lösen werde. Es könnte damit zusammenhängen, dass das ganze System wohl doch nicht so streng strukturiert ist wie ich immer geglaubt habe.

Als Durchschnittsmensch erfahre ich täglich, dass meine kleine Welt viel chaotischer ist als die gleichmäßigen obersten Kreisbewegungen der Himmelskörper nahelegen. Es bleibt künftigen Generationen über-

lassen, in höhere Sphären der Erkenntnis vorzudringen, um all diese unterschiedlichen Aspekte des Daseins zusammenzuführen und möglicherweise Gesetze von größerer Schönheit und Symmetrie, Eleganz und Erhabenheit zu entdecken als diejenigen, welche ich vorgeschlagen habe.

BOLOGNA, 15. AUGUST 1498

EIN STRASSENFEST. INSPIRATIONEN HINTER DER STADTMAUER.

Wenn man den Kopf hebt, ist vom Himmel kaum etwas wahrzunehmen. Man sieht nur Rauch, der vom Lichtschein der Fackeln angestrahlt wird und sich irgendwo in der schwarzen Höhe verliert.

Die Piazza Majore gleicht einem riesigen Jahrmarkt, auf dem sich unübersehbar die Menschen drängen. Überall glimmen Lichter in der fortgeschrittenen Dämmerung, es leuchten Fackeln, und die Masse bewegt sich langsam voran zwischen den ringförmig angeordneten Ständen. Gerüche von Karamell und exotischen Gewürzen mischen sich mit den Aromen gebratenen Fettes und verbrannten Talgs. Die vielen Wärmequellen lassen die abklingende Hitze des Tages wieder anschwellen. Ich sehe mich umringt von schweißglänzenden Gesichtern dicker Frauen, von jungen Männern mit den langen Nasen der Lombarden, deren Augen in dunklen Höhlen liegen, und ich weiche fußkranken Senioren mit eingefallenen Zügen aus, die es sich, auf einen Verwandten gestützt, nicht nehmen lassen, die traditionelle Veranstaltung vielleicht zum letzten Mal zu besuchen.

Plötzlich kommt die Bewegung der Massen zum Erliegen. Aller Augen richten sich nach oben, wo in großer Zahl kleine, mit brennenden Kerzen bestückte Drachen aufsteigen. Nicht wenige Zuschauer pfeifen begeistert oder schnalzen wonnig mit der Zunge. Andere wiegen bedenklich das Haupt; sie mögen dabei an die strohbedeckten Hütten in den Armensiedlungen denken. Die Mehrheit aber freut sich leise an dem ungewohnten Anblick.

Gleichzeitig erklingt laute Flötenmusik, und als noch Zirbeln und Trommeln hinzukommen, fällt mir ein, der Magistrat hat eine in der ganzen Gegend bekannte Musiktanzgruppe für das Fest engagiert.

Inmitten der Hitze, inmitten der glänzenden Augen, in denen die flackernden Fackeln sich spiegeln, inmitten wohlgesetzter Klänge eines uralten und beliebten Madrigals, inmitten schwarzer Schatten wiegender Hinterköpfe, die mir die Sicht versperren, spüre ich eine sanfte Berührung an Hüfte und Armen, die mir sofort den Atem verschlägt. Jemand hat sich im Gedränge an meine Seite geschoben, und als ich den Kopf wende, entdecke ich eine dunkelhaarige italienische Schönheit, die mich aus strahlend weißen Augäpfeln so offen und scheinbar tiefgründig anblickt, dass ich augenblicklich in ihren Bann gezogen werde. Mein Herz beginnt zu stolpern, und stolpert um so mehr, als ich feststelle, dass der Druck auf meinen Arm fester wird, das Mädchen also durchaus gewillt scheint, die zufällige Berührung beizubehalten.

Die Artisten spielen eine neue Kanzone des bekannten jungen Dichters Ariost. Dazu führen sie eine Tanzsequenz auf, in der der Inhalt des Liedes nacherzählt wird. Da ich die Aufführung noch nicht kenne, würde ich mich jetzt normalerweise neugierig vordrängeln, möchte aber den Kontakt zu der jungen Frau auf keinen Fall verlieren und bleibe daher regungslos stehen, um den Zauber unserer Anziehung nicht zu stören.

Zwischendurch wage ich einen weiteren Blick auf ihre einnehmende Erscheinung. Und noch einen. Während sie, von der Aufführung scheinbar gefesselt, die Augen stoisch nach vorn gerichtet hält, nehme ich ihre leicht gebräunte Haut und die Wangen wahr, auf denen ein bezaubernder rötlicher Schimmer liegt. Ihr üppiges Haar ist zu einem

losen Zopf gebunden, aus dem vorwitzig Strähnen herausspringen. Am Hinterkopf sind ein paar Vogelfedern befestigt, die der ganzen Gestalt etwas selbstgewiss Aristokratisches verleihen. Über Schulter und Oberarmen hat sie ein feingewebtes, tannengrünes Tuch mit goldener Borte drapiert, das wie zufällig ein wenig verrutscht ist und die Sicht auf einen zarten Nacken und auf das Dekolletee freigibt.

Ich senke die Augen, um einen Blick auf ihre weiblichen Rundungen zu erhaschen. In meinem Unterleib regen sich lange aufgestaute Gefühle. Gleichzeitig werde ich ganz zittrig, allein bei der Vorstellung, das alles könne gleich wieder zu Ende sein, und überlege fieberhaft, wie sich mein plötzliches Glück verlängern lässt.

Nach jedem Lied werden die Künstler heftig beklatscht, verbeugen sich und spielen gleich darauf das nächste Stück, zu dessen Rhythmus die Umstehenden ihre Bäuche wiegen und meine Begleiterin sich immer fester an mich presst. Während ich mich vor Erregung kaum noch zu halten weiß, wundere ich mich, dass sie allein unterwegs ist. Anscheinend hegt sie die Hoffnung, im Schutz der Menge ein wenig zu tändeln; doch sehe ich mich vor Aufregung nicht in der Lage, ein mir völlig fremdes und so begehrenswertes Geschöpf so mir nichts dir nichts einfach anzusprechen.

Zwischendurch treten mehrere Gaukler auf. Sie schwenken ihre bunten Hüte und sparen nicht mit Zoten, von der Art: Fragt ein Folterknecht den anderen: "Wie viele hast du denn im Verlies?" "35 und ein paar Zerquetschte!" Das Mädchen lacht glockenhell auf, wirft den Kopf nach hinten und entblößt die Zähne. Ihr Lachen ist voller Leben, der ganze Körper scheint zu vibrieren, und ihre Kurven geraten in Bewegung. Es ist unbeschreiblich, wie ich mich zu diesem lebensfrohen Fräulein hingezogen fühle.

Mehr mechanisch lache ich mit. Ich kann mich auf die Vorführungen nicht konzentrieren. Von einer begehrenswerten Frau berührt zu werden und mich gleichzeitig von die Darbietung einer Musikergruppe unterhalten zu lassen, übersteigt eindeutig meine Fähigkeiten.

In der Pause werden die Musiker unter die Arkaden des Rathauses gebeten, wo lange Tische aufgestellt sind, um ausgesuchte Gäste großzügig zu bewirten. Der Bürgermeister, ein gedrungener Mann mit breitem Gesicht und dichtem Haarkranz, lässt es sich nicht nehmen, den Künstlern artig zu danken und der umstehenden Menge leutselig zuzuwinken, bevor er sich mit Frau und Gefolge an den Tisch der städtischen Honoratioren begibt.

Das Mädchen hat die Hoffnung auf eine Kontaktaufnahme derweil aufgegeben und lässt sich durch die Bewegung der Masse weitertreiben. Ihren Kopf dreht sie ostentativ zur Seite, womit sie mir zu verstehen gibt, dass sie das Interesse verloren hat.

Trotz der Enttäuschung genieße ich die überschäumende Atmosphäre des Festes, das etwas anders verläuft als die Jahrmärkte, die ich aus meiner Heimat gewohnt bin.

Eine halbe Stunde später begegne ich der jungen Frau ein zweites Mal. Sie unterhält sich angeregt mit einem Mann, den schamlos anzuhimmeln sie sich anscheinend nicht zu schade ist. In mir steigt Eifersucht hoch, um so mehr als ich in ihm den Kommilitonen eines höheren Semesters erkenne, der mir durch sein Katzbuckeln vor den Dozenten schon früher unangenehm aufgefallen ist. Am liebsten möchte ich auf dem Absatz kehrtmachen. Stattdessen zwinge ich mich, erhobenen Hauptes an den beiden vorbei zu gehen. Aus den Augenwinkeln meine ich, ein trotziges Flackern in den Augen der Dame wahrzunehmen... - Was soll ich machen? Ich weiß doch sowieso, dass es mir nie möglich sein wird, mit einer Frau geschlechtliches Glück zu genießen.

Zügig wende ich mich nach rechts, wo ein Pfad auf den Canale Navile zuführt. Ich streife durch dunkle Gassen und durch ein Stadtviertel, das ich nie zuvor betreten habe und - wäre ich nicht in dieser ebenso jammervollen wie überreizten Stimmung - wohl auch heute nicht betreten hätte. Hier geht es rauer zu als in den Klostergärten und unter den Arkaden des Geschäftsviertels oder in den Innenhöfen und Vorlesungszimmern der Universität, die ich sonst in Bologna gewohnt bin.

Hier zieht man es vor, nächtlichen Wachen auszuweichen statt sie höflich zu grüßen oder nach dem Weg zu fragen. Hier stinkt es übel nach Jauche, die ungehindert aus den Ziegenställen auf die Gehwege rinnt, und der Wein wird hier anders genossen als unter Kirchenbrüdern und fleißigen Studenten oder braven Kaufleuten und Steuerzahlern. Die schlecht belüfteten Schänken riechen nach einer Mischung aus Bier, Urin und Angebranntem, und wenn der Wind sich dreht, steigen einem die unerträglichen Ausdünstungen der am Wasser angesiedelten Gerbereien in die Nase.

Eine Zeitlang beschleichen mich Zweifel, ob ich aus den verwinkelten Gassen wieder herausfinde. Irgendwann gelange ich dann aber doch auf vertrautes Gelände. Die Gassen weiten sich zu Straßen, die an öffentlichen Gebäuden vorüberführen. Teilweise sind sie sogar beschildert - wenngleich sich die Schilder wegen der schlechten Lichtverhältnisse kaum lesen lassen. In manchen Fensteröffnungen sehe ich Kerzen brennen, neben einem Brunnen sind hölzerne Eimer aufgestapelt, und hinter einer Lorbeerhecke höre ich Hausfrauen angeregt schnattern.

Schließlich komme ich an der südwestlichen Stadtmauer heraus. Statt aber den Weg zu meiner Studentenbude einzuschlagen, entschließe ich mich spontan zu einem kleinen Abstecher. Ich stoße den quietschenden Nebeneingang des Stadttores auf und trete in eine beruhigende, anthrazitfarbene Dämmerung, welche sich von der schwankenden Schattenwelt des Festes und der Vorstadt fundamental unterscheidet.

Wo es dort lärmend und ungestüm zuging, und schweißtreibend heiß war, lässt es sich hier draußen in leichten Leinenkleidern gut aushalten. In Momenten wie diesen liebe ich es, allein zu sein. Allzu große menschliche Nähe versetzt mich zuweilen in einen unangenehmen Spannungszustand, um so mehr, wenn sie mit enttäuschenden Erlebnissen zusammenhängt, oder wenn es sich um nervtötende Prinzipale oder betrunkene Kommilitonen handelt. Als Kind hatte ich genau zwei Freunde, mit denen ich öfter spielte; wenn es aber darum ging, sich

einer größeren Gruppe anzuschließen, habe ich mich schon damals lieber zurückgezogen.

Unter meinen Füßen knirscht grobkörniger Kies, und ich bewege mich vorsichtig, bis ich an jene Stelle oberhalb der Mauer gelange, wo man bei Tage einen herrlichen Blick auf die weinbewachsenen Hänge des Apennin genießen kann. Weiter will ich nicht gehen, denn die abwärts führende Steintreppe und der darunter liegende Weg sind gänzlich unbeleuchtet und in pechschwarzes Dunkel getaucht.

Am nächtlichen Himmel funkeln die Sterne. Wie von selbst zieht Jupiter mit seiner ruhigen Strahlung meine Aufmerksamkeit auf sich. Er und die anderen Wandelsterne verschieben sich im Jahresverlauf langsam und ziemlich erratisch entlang einer gemeinsamen Linie, und nicht nur Astronomen fragen sich schon lange, warum das so ist.

In der Ferne erblicke ich einige schwache Lichter abgelegener Bauernhöfe. Dahinter lässt sich die stark ansteigende Flanke des Johannisberges erahnen, wo Wölfe und Bären hausen und Strauchdiebe ihr Unwesen treiben. Auf der anderen Seite, im Osten, hinter dem Wald, der mit seiner weit geschwungenen Silhouette tagsüber einen Teil der Sicht versperrt, liegt 50 km entfernt das adriatische Meer. Ich bin noch nie dort gewesen, würde aber gern einmal hinwandern. Die Pinien sollen dort höher und schöner sein als hier, und ihr harziger Geruch wird einem von den Winden des Meeres ununterbrochen in die Nase getragen. Viel zu selten komme ich aus meinem Studierzimmer heraus, an längere Ausflüge ins Umland ist bisher nicht zu denken gewesen. Hoffentlich werde ich nächstes Jahr in Rom vom *mare nostrum* etwas mehr mitbekommen als bisher.

Ein stöhnendes Liebespaar, das mich nicht bemerkt hat, stört meine Betrachtungen und holt mich in die Wirklichkeit zurück. Schnell wende ich mich einige Schritte nach rechts, nun doch die steinerne Treppe hinunter zu einem Vorplatz, wo weiter hinten fahrende Händler ihre Wagen abgestellt haben und wo mir nun die entsprechenden Gerüche entgegenschlagen, vermischt mit einem Hauch wärmerer Luft, die sich an der Mauer gehalten hat. Als ich nähertrete, höre ich leises Schnauben von den Eseln und Zugpferden der Schausteller, und ein Schatten

schält sich aus der Dunkelheit - wohl eine Wache, die man sicherheitshalber zurückgelassen hat. Schnell trete ich den Rückzug an, gerate über einen Baumstumpf fast ins Stolpern, und taste mich vorsichtig die Treppe wieder hinauf, wo sich das Pärchen glücklicherweise inzwischen verzupft hat.

Ich klettere auf einen Findling, auf dem ich vor Wochen schon einmal gesessen habe. Während ich mich langsam entspanne, fällt mir unvermeidlich die junge Frau wieder ein, die sich augenscheinlich gern an junge Männer schmiegt und sich in deren bewundernden Blicken sonnt. Ich möchte gar nicht wissen, was sie im Moment alles anstellt. Oder liegt sie schon schlafend im Bett, weil sie zu einer bestimmten Stunde zuhause sein musste? Ich vergegenwärtige mir das von Locken umrahmte hübsche Gesichtchen und meine überschießenden Gefühle anlässlich unserer 'Tuchfühlung'. Zwischendurch wenden sich meine Gedanken den Sternen zu, von denen mehr und mehr am Himmel aufflammen, und ich frage mich nicht zum ersten Mal, wie das riesige Firmament zustande gekommen ist und wozu es von Gott geschaffen wurde. Dass diese ganze große Welt allein für uns unbedeutende, vergängliche Menschen da sein soll, kann ich mir eigentlich nicht vorstellen.

In dem verwirrenden Mischmasch meiner Gedanken und ungestillten Sehnsüchte erfasst mich plötzlich ein Schwindel. Es kommt mir so vor, als ob sich die Erde mit mir zusammen unter einer festen Himmelskugel zu drehen beginnt...

In dieser Nacht Ende August, als die Hitze des Tages angenehmeren Temperaturen gewichen ist, hocke ich noch lange auf dem recht bequemen Felsen, und lasse mich abwechselnd von der unerreichbaren Schönheit des Mädchens und von meiner neuen, Schwindel erregenden Idee faszinieren. Eine Eigenrotation der Erde scheint mir viel natürlicher, als wenn sich der ganze riesige Fixsternhimmel jeden Tag einmal um uns herum drehen müsste. Ich nehme mir vor, von jetzt an öfter des Abends auf diesem Steinbrocken zu sitzen, um unter dem Baldachin der Sterne über die vielen widersprüchlichen Aspekte des

ptolemäischen Systems nachzudenken. In ihren Vorlesungen vollführen die Astronomieprofessoren komplizierte Berechnungen und präsentieren tolle Schautafeln über den angeblichen Schalenaufbau des Kosmos. Doch viele ihrer Behauptungen sind fragwürdig und offenkundig unbelegt. Im Grunde weiß die Wissenschaft wenig. - Was ist die Natur der Fixsterne? Wo nimmt die Sonne ihre Strahlkraft her? Und vor allem ist da die Frage nach dem Ursprung der Wandelsterne, die mich peinigt, seit ich im ersten Semester von ihnen gehört habe.

Später kehre ich in die 'Heimeligkeit' meiner schmalen Dachkammer zurück, wo trotz der Bemühungen eines mit meinem Vermieter befreundeten Handwerkers bei Regen weiterhin Feuchtigkeit eindringt und es andererseits in tropischen Sommernächten wegen der sich stauenden Hitze kaum auszuhalten ist. Man kann also nicht gerade sagen, das Zimmer stelle einen tröstenden Unterschlupf dar, in dem ein mehrfach aufgewühlter Geist mit Leichtigkeit zur Ruhe kommt.

Ich liege im Bett und bin meinen hin und her springenden Gedanken ausgeliefert, der merkwürdigen Idee einer rotierenden Erde im Wechsel mit Spekulationen über jenes Mädchen, das mich wesentlich mehr beschäftigt als mir guttut. Durch die Vorstellung ihrer ansprechenden Proportionen, die mir bei der zweiten Begegnung noch einmal eindrücklich ins Auge gestochen sind, schwillt mein Geschlechtsteil stark an. Wie gern würde ich ihre süßen Wangen berühren und mit den schwarzglänzenden Locken spielen, wie gern ihr einmal tief in die Augen blicken, während ich sie durch sicheres Auftreten beeindrucke und mit belanglosen Scherzen nonchalant zum Lachen bringe. Am meisten aber erregt mich das verrutschte feingewebte Tuch auf ihren nackten Armen - ich komme darüber sofort in mein Laken.

Nachdem ich mich derart erleichtert habe, kann ich noch immer nicht einschlafen, sondern bin im Gegenteil hellwach. Gekrümmt auf der Seite liegend sage ich mir, dass ich die junge Frau wahrscheinlich nie wiedersehen geschweige persönlich kennenlernen werde. Darum werde ich auch nie erfahren, wie sie heißt, wo sie wohnt und in welchen Kreisen sie verkehrt.

Immerhin scheint sie ein Faible für junge Studenten zu haben...

Sicherlich würde ich im Klang ihres Namen, wenn ich ihn kennte, die Melodie ihrer Schönheit wiederzufinden. Sie könnte zum Beispiel Ayla heißen, ein weiblicher Vorname, der hier in Italien verbreitet ist und mir sehr gut gefällt.

-Ayla, flüstere ich ergriffen in die stickige Dunkelheit und lege alle Zuneigung, zu welcher ich fähig bin, in diese erotischen Silben.

Um die Stimmung nicht zu entweihen, nehme ich die Finger von meinem Penis und drehe mich auf den Rücken. Ich blicke nach oben direkt in den Dachstuhl, dessen desolater Zustand mir schon lange keine Angst mehr macht.

-Ayla, flüstere ich noch einmal und lausche meinem ersterbenden Atem hinterher.

Irgendwann schweift mein Geist von der unergiebigen Fixierung auf die junge Frau zu jenem verwirrenden Bild einer wie rasend um sich selbst kreisenden riesengroßen Kugel und eines ewig ruhenden kosmischen Ganzen. Diese Idee, so unmöglich sie sich anhören mag, hat sich bis auf weiteres in meinem Kopf festgesetzt.

Der laute Gesang einer Nachtigall in der Zeder unter meinem Fenster raubt mir vollends die Ruhe. Ich verstehe das nicht: die meisten Vögel hören doch auf zu singen, wenn im Sommer ihre Balzperiode vorbei ist. Diese Nachtigall findet seit Wochen kein Ende. Vielleicht ist sie von ihrer Geliebten nicht erhört worden und muss nun ihre Nächte singend allein verbringen. Ich kann nur hoffen, dass meine Schwäche für Aylas unbestreitbare Schönheit irgendwann nachlässt.

Unter anderen Lebensumständen hätte ich die Begegnung mit ihr für aussichtsreich und gar für schicksalhaft halten können, doch wie die Dinge stehen, haben geschlechtliche Kontakte für mich keinerlei Zukunft. Nicht zum ersten Mal mache ich mir Sorgen, ob die beruflich geforderte sexuelle Abstinenz auf Dauer das Richtige für mich ist. Während ich vergeblich auf den Erquickung bringenden Schlaf warte und beim plötzlichen Anschlagen eines Kettenhundes doch wieder hochschrecke, ahne ich, mein Schicksal wird mehr mit den auf der Ek-

liptik umherirrenden Wandelsternen verknüpft sein als mit dem Mädchen, das ich in dieser Nacht so heftig begehre.

FRAUENBURG, 4. DEZEMBER 1538 SELBSTZWEIFEL EINES ALTEN MANNES.

Das eckige Turmzimmer, kahl und nüchtern eingerichtet, mit den roten Ziegelwänden, die immer ein wenig abfärben, wenn man sie berührt, liegt im Schein der Mittagssonne, deren helle Strahlen die Maserungen des dunklen Holzfußbodens und die vielen Schwebeteilchen in der Luft sichtbar machen. An einigen Stellen fällt das Licht auf das verblasste Blumenmuster der Tapete, die vor langer Zeit auf einen Teil der Wände geklebt worden ist.

Obwohl ich weiß, dass es zu nichts führen wird, setze ich mich an den Schreibtisch und versuche zu arbeiten. Fahrig schlage ich zwei Bücher auf und lege mir das Papier zurecht, das ich erst neulich mit Notizen halb vollgeschrieben hatte.

No way. Sich auf einen Gedanken zu konzentrieren führt unweigerlich erstens zu Schweißausbrüchen und dann zu dumpfen, pochenden Kopfschmerzen. Was soll ich auch arbeiten? Nachdem das große Werk vollendet ist, habe ich der Welt nicht mehr viel mitzuteilen. Ich könnte versuchen, die vor mir liegenden Tabellen noch einmal nachzurech-

nen, um wenigstens die wichtigsten Aussagen nochmals zu überprüfen, doch selbst dazu fehlt mir im Moment jegliche Energie.

Deja vu. So wie jetzt habe ich schon einmal darniedergelegen, in Rom war's, 38 Jahre ist's her, ein halbes Leben. Nur dass ich damals jünger gewesen und einen Trumpf mit nach Hause genommen, die Grundpfeiler dessen, was ich heute als meine größte Lebensleistung ansehe.

Es mag sich großspurig anhören, aber meine Ideen vom Aufbau des Kosmos sind universell und gehen über das bestehende Weltbild weit hinaus, und über unser kümmerliches menschliches Dasein. Ich finde, sie sind so universell wie der Kosmos selbst, und das Bewusstsein ihrer Bedeutsamkeit hat mir jahrelang ein permanentes Hochgefühl beschert und über die Langeweile meines Alltags hinweggeholfen.

Doch was hilft mir das jetzt? Tröstet es mich? Macht es mich stärker? Erquickt es meinen ausgepowerten Körper? Große Ideen sind etwas für gesunde Menschen; einem Kranken bedeuten sie wenig. Ich quäle mich vom Schreibtisch hoch und schleiche mit hängenden Schultern zurück in mein Bett. Unvermindert scheint die kalte Wintersonne durch die Butzenscheiben des Turmes, der nun schon so lange meine Wohnstatt ist. Sie beobachtet mich, wie ich hustend mehrere Decken über meiner Brust zusammenziehe und am Kragen des Schlafrockes nestele, dessen Aufschläge sorgfältig zugeknöpft sind. So hingestreckt zwischen den Kissen lehne ich den heißen, schweren Kopf gegen die kühlende Wand des Schlafzimmers und schnaube mühsam durch die Nase, um mir ein bisschen Luft zu verschaffen. Denn ich leide unter einer Influenza, die sich gewaschen hat.

Es mag wohl am zunehmenden Alter liegen, dass ich mich den ganzen letzten Sommer nicht gesund gefühlt und mir gleich zu Beginn der kalten Jahreszeit eine lang andauernde Erkältung zugezogen habe, die nun im Fortgang des Winters statt abzuflauen in eine kräftezehrende Grippe übergegangen ist.

Die Arbeit für die Kurie habe ich niedergelegt, weil ich mich den vielen wiederkehrenden Organisationsaufgaben nicht mehr gewachsen fühle. Mein astronomisches Werk ist vor Jahresfrist fertig geworden, gerade

rechtzeitig, denn komplizierte Rechnungen gehen mir bereits seit Längerem nur noch mühsam von der Hand. Es fällt mir schwer, mich auf Zahlen und Formeln zu konzentrieren, und weitergehende Ideen wollen mir ohnehin nicht mehr einfallen.

Erschöpft und entmutigt starre ich aus dem schmalen Bogenfensterchen auf die befestigte Domanlage und die karminroten Ziegelsteinbauten unserer Nachbarschaft und lausche dem heulenden Dezemberwind nach, der die Gassen um den Dom so unwirtlich macht, dass sich kaum ein Bürger auf die Straße traut. Als Arzt habe ich es für das Vernünftigste gehalten, mir selbst Ausgehverbot zu erteilen und Anna¹ gebeten, die Einkäufe für mich zu erledigen.

Nur selten verlasse ich die selbst verordnete Gefangenschaft, denn ich weiß aus Erfahrung, dass man sich als Grippepatient nach einem frostigen Ausflug in den Dorfladen nur um so elender fühlt. Immerhin scheint heute die Sonne und heitert die Gemüter etwas auf. Ansonsten herrscht schon wochenlang schlechtes Wetter, genau wie im Jahr zuvor und eigentlich in all den Dezembern, die ich in meiner ostpreußischen Heimat verbracht habe.

Nur damals im Süden ist es anders gewesen, so sehr anders, dass mir die Erinnerungen manchmal das Herz zuschnüren. Wie gern wäre ich für immer in Italien geblieben - am besten als Professore an einer der berühmten Universitäten! Selbst im Winter streichen dort laue Lüfte über die Gewerke, und ob es auch manchmal wie aus Kübeln regnet, hält das schlechte Wetter nie lange an und macht spätestens im Februar wärmeren Luftmassen aus Nordafrika Platz.

Ich kann nur jedem, der die Möglichkeit hat, empfehlen, nach Italien zu reisen. An Schönheit können es die nördlichen Breiten mit den lateinischen Landschaften nicht aufnehmen. Die Kraft und das Leuchten der Sonne sind unbeschreiblich, und wer einmal die vielen Blautöne des Mittelmeeres in sich aufgesogen hat, möchte dort nie wieder weg. Am schönsten ist es in manchen Küstenstädten, wo das Glück des Le-

_

¹ Anna Schilling, Haushälterin und Verwandte, die sich 1537 als Witwe mit ihren Kindern in Frauenburg niedergelassen hatte.

bens für immer eingefangen scheint und man ALLES hat, den Schimmer der in der Ferne aufragenden Berge und den überwältigenden Glanz des Meeres.

Gleich hinter der Grenze, noch in jenen Alpen, die man die Dolomiten nennt, hat mich der Zauber erfasst. Von den Gipfeln bis hinunter in die dunkelsten Klammen glüht und glimmt diese Gegend wie von einem innerem Feuer. Der duftende Atem des Windes umfängt den schwitzenden Körper, wallt wehmütig über die Almen und erfasst die trocknenden Laken der Sennerinnen. Aus Felsspalten bricht Wasser hervor und rauscht in die Viehtröge. In die Flanken der Berge sind Wege geschlagen, darunter toben strudelnde Quellen. Dörfer hängen herab zwischen dir und dem Himmel, und steigende Lerchen singen aus schwindelnder Höh.

Mit Vorsicht begleite ich die abwärts schießenden Wasser. Mein Ziel ist das Land des Sommers da unten. An Hügeln vorbei, festlich gekrönt mit üppigen, undurchdringlichen Sträußen rankender Reben; durch Senken mit plätschernden Bächen, die einen See speisen, welcher wie ein Smaragd eingelassen ist in das goldene Ocker der Hügel, folge ich dem Weg der ersten Zypressen in ein schimmerndes Dickicht voll wütender Vögel, die Zweige noch schaukelnd vom hastigen Flüchten schreckhafter Hörnchen.

Breiter werden die Straßen. Hinter Obstwiesen und den ersten Olivenhainen finde ich eine Jausenstation, bewacht von den Zinnen einer verfallenen Burg, in deren Ruinen Feigenbäume gedeihen und rostiges Handwerkerzeug abgelegt ist. Ich stehe an einer Brüstung und genieße die Aussicht auf fruchtbares, weites Gelände, das wie ein Kleid von den Hüften der Alpen bis ans Meer sich erstreckt und an bedeutenden Städten reicher ist als jeder andere Landstrich der Erde. Drei sind der prunkvollen Broschen am Saum dieses Kleides: Venedig, tritonische Stadt der Kaufmannspaläste, das verwegene Ferrara an den Ufern des Po und schließlich Bologna, la Dotta, die Stadt, der ich alles verdanke.

So laufe ich weiter. Uralte Brücken, von unten behangen mit triefenden Moosen, springen in riesigen Bögen aus den Hängen der Hügel über Felsen und Flüsse. Schöne Brunnen säumen die Knoten der Han-

delswege, mit Statuen sind sie geschmückt, aus denen Wasser wie flüssiges Silber in geflieste Bassins sich ergießt - jeder Strahl ein erfrischender Quell, aus Schnee von der Sonne geschmolzen.

Unten, in jener lauen luftigen Landschaft, ist von den böigen Stürmen der Hochalpenpässe nur ein feiner Hauch noch zu spüren. Die wilden Wasser der Berge, dort sind sie vollends gezähmt. Sie spiegeln üppiges Grün und prachtvolle Bauten und gleiten leise in fasrigem Rinnen dahin. Grellweiße Wolken geleiten sie stumm bis ans Meer.²

_

Seufzend drehe ich den schweren Kopf zur Seite. Mein Blick verfängt sich in den gerafften Leinenvorhängen, die die Fenster umrahmen. Ihr liebliches Blau bringt ein bisschen von der Pracht jener südlichen Gefilde in meine enthaltsame Junggesellenkemenate.

Von den italienischen Erinnerungen zehre ich schon das ganze Leben. Sie haben über Jahrzehnte mein ungestilltes Fernweh befeuert und erscheinen mir umso grandioser, je länger sie zurückliegen und je unerreichbarer sie für mich werden. Dabei sind viele kleine, glückliche Impressionen des Augenblicks längst aus meinem Gedächtnis verschwunden. Nur die spektakulären Reminiszenzen sind haften geblieben, sowie die guten Gefühle, die sie einst in mir auslösten.

Dösig glotze ich auf meine Notizen, die mir allein darum fremd vorkommen, weil ich nicht mehr aktiv an ihnen arbeite. Nur allzu leicht verlieren wir Gedanken aus den Augen, die einmal unser eigenstes Gut gewesen sind und deren Bedeutsamkeit unsere Seele wesentlich ausgefüllt, ja, ihren inneren Kern ausgemacht haben. Es geht ihnen nicht besser als manchen Erlebnissen, an die wir uns erst dann plötzlich vage erinnern, wenn uns ein Freund mit der Nase darauf stößt. Wenn jene alten Gedanken uns aus Schriften und Tagebüchern entgegenstarren, ist es, als seien sie von einem unbekannten, längst erloschenen Ich ersonnen und ausgearbeitet worden. Dabei waren wir doch so stolz, im Innersten immer wir selbst geblieben zu sein.

_

² Honneurs an Hugo H.

Ich atme jetzt ruhiger und schlurfe zum Ofen, um mir an seinen Kacheln den Rücken zu wärmen. Entspannt lehne ich mich nach hinten und schließe die geschwollenen Lider. Wo ist der blöde Hustensaft bloß hingekommen? Nichts finde ich wieder. Vom vielen Studieren sind meine Augen entzündet und mit den Jahren immer schlechter geworden. Besonders das Linke bereitet mir Sorgen. Es sieht nur noch grobkörnig und nimmt waagerechte Linien als hängende Seile wahr. Selbst das Monokel hilft da nicht mehr. Fast die gesamte Sehleistung wird inzwischen vom rechten Auge erbracht.

Es ist ja nicht nur das Sehen. Mit den übrigen Körperteilen geht es ebenfalls bergab: mit dem Kreuz, mit den Knien, mit der Verdauung, mit allen möglichen Organen habe ich Last. Die Zähne sind fast sämtlich ausgefallen, so dass ich mich von Weichem ernähren muss, von Fisch und verkochtem Gemüse lieber als von Frischobst und Fleisch. Gebeugt und steif schleppe ich mich durch mein Alter. Wenn ich einen größeren Blumentopf nur anfasse, schmerzt mir hinterher tagelang der Rücken von der Hüfte bis hinauf zu den Nackenwirbeln, und wenn ich es eilig habe oder nervös bin, fängt mein Herz wie verrückt an zu stolpern.

Andererseits besteht kein Grund für ausufernde Klagegesänge. Es gibt Leute, denen es noch wesentlich schlechter geht als mir oder die in meinem Alter bereits gestorben sind. Wenn die Grippe vorbei ist, hoffe ich, mein verhältnismäßig normales Leben wiederaufzunehmen.

Mein Blick klebt auf den Kladden, die ich einst voll Freude beschrieben ... und an denen ich ebenso oft auch gelitten habe - wenn ein Problem unlösbar erschien oder die Ergebnisse der Kalkulationen nicht zu den heliozentrischen Grundannahmen passten, die meinen Geist so beflügelten. In jenen Momenten ist mir das Werk eine Last gewesen, eine zuweilen süße, oft jedoch drückende Last, die mich solange nicht schlafen ließ, bis alle Widersprüche zweifelsfrei ausgeräumt waren.

Erst in den 20er und 30er Jahren ist es mir gelungen, die groben Hypothesen aus der Studentenzeit zu einem umfassenden, systematischen Konzept des Universums auszubauen. Ich hätte früher nie gedacht, dass man mit Mitte 50 intellektuell noch so leistungsfähig sein kann!

Nun, da das große Werk vollendet, blicke ich mit einer Mischung aus Stolz und Melancholie zurück auf diese Phase meines Lebens, in der es mir um so viel besser ging als heute.

Ich löse mich von der Wärme des Ofens und muss sofort wieder husten. So empfindlich ist meine Lunge, dass ich nachts stundenlang wachliege, weil mich der dauernde Hustenreiz am Einschlafen hindert.

Ich greife nach der dicken Kladde, die alles enthält, was ich als Astronom für wichtig und richtig einschätze. Liebevoll streiche ich mit der flachen Hand über den Einband, und sofort erfasst mich eine tiefe Befriedigung angesichts meiner eigenen Leistung, ein Gefühl, das mir ein bisschen von dem Esprit und der Leidenschaft zurückgibt, die mich einstmals vorantrieben. Die Grundideen sind mir bereits vor über 30 Jahren eingefallen, und ich habe dann - in meiner Heilsberger Zeit einen kurzen Abriss der entscheidenden Thesen verfasst und an interessierte Menschen weitergeleitet. Seither bin ich über viele Jahre allen verbliebenen Fragen systematisch nachgegangen, an freien Tagen im Studierzimmer oder auf ausgedehnten Spaziergängen durch Frauenburg und in all den Orten, in denen ich zuvor gelebt habe - in Heilsberg, Bologna, Padua und Rom. Woimmer ich mich längere Zeit aufhielt, habe ich es mir zur Gewohnheit gemacht, in den Mittagsstunden meine Füße vor die Tür zu setzen und in einem Park oder botanischen Garten spazieren zu gehen, um über die Vervollständigung meiner Theorie nachzudenken.

Während ich auf einer Bank sitzend ein paar Insekten zusah, wie sie summend die Blumen bestäubten, oder einer Familie, die sich am Rande einer Lichtung zu einem Picknick niedergelassen hatte, kamen mir immer neue Antworten auf die selbst gestellten Fragen in den Sinn, und während sich die Welt langsam gegen den Nachmittag drehte, war ich eifrig bemüht, eine nach der anderen aus verschiedenen Blickwinkeln unter die Lupe zu nehmen. Manchen Eingebungen hing ich wochenlang an, bevor ich sie endlich als Irrtum erkannte. Andere kehrten in verkleideter Form zurück, sie suchten mich regelrecht heim, bis ich eines Tages durch Zufall eine viel bessere Erklärung fand.

Ich habe die monotone Bewegung des Voranschreitens und die Reize der Umgebung auf mich einwirken lassen, damit meine Gedanken ein gegebenes akutes Problem behutsam umfließen und einkesseln konnten, bis dieses keine andere Wahl hatte als sich mir zu ergeben. Wenn ich dann zurückkam von meinen Wanderungen, bin ich zum Schreibtisch geeilt, um die Argumente, die ich gefunden zu haben meinte, noch einmal unabhängig zu bewerten und sie entweder zu verwerfen oder detailliert auszuarbeiten und in mein Werk aufzunehmen.

Die besten Ideen kamen mir oft nach schlaflosen Nächten. Ich habe in jüngeren Jahren oft schlecht geschlafen, aus teils nichtigen Anlässen, dem Hadern mit meiner Berufswahl, Bedenken wegen des Zölibats, Streitereien mit dem Onkel, oder einfach weil ich ein ziemlich nervöser Charakter bin. An solch 'müden' Tagen brachte ich von meinen Spaziergängen manch interessanten Einfall mit nach Hause. Nicht weil ich klarer denken konnte ... sondern der 'Kontrast' der inneren Bilder war anders, so dass sich daran Einfälle entzündeten, die mir im ausgeschlafenen Zustand wahrscheinlich nicht gekommen wären. Aus den innersten Tiefen meines Ich strömten dann seltsam anmutende, halbfertige Impulse hervor, die mein analytischer Verstand später danach sortierte, ob darunter eine kluge neue Idee war oder ob es sich nur um wertlose Phantome meiner Müdigkeit handelte.

So ist aus vielen kleinen Ideenschnipseln mit der Zeit ein konsistentes System entstanden, insgesamt eine Riesenanstrengung, die ohne meine relativ sorgenfreie Existenz als Domherr und die vielen gesunden Jahre, in denen mir Gott erlaubt hat, mich auf mein Hobby zu konzentrieren, nicht möglich gewesen wäre. Die Astronomie hat mir zeitlebens am meisten bedeutet, und ich gedenke mit Wehmut der guten Tage, die nun schon länger vorüber sind.

Ich stehe vor dem Stuhl und vor dem Tisch, an dem ich soviel geforscht und gezweifelt habe, und blicke auf Tinten und Federkiele, Lineale und Zirkel, einen Haufen glattgestrichenen Papiers und auf ein großes braunes Lederetui. Die Meisten verstehen wahrscheinlich gar nicht, warum man sich ohne Aussicht auf materiellen Lohn oder wenigstens die Anerkennung und Teilnahme der Anderen sein halbes Leben lang

mit schwierigen Themen herumquält. Warum sich so etwas antun, wenn absehbar ist, dass es einem absolut nichts einbringt?

Bei mir ist es so: zum Glücklichsein brauche ich wenig, nur etwas Licht und eine ungestörte Stunde am Schreibtisch. Denn der erste Hauptgrund und die Triebfeder meines gesamten persönlichen Daseins sind die Liebe und der Drang zur Wahrheit, und das Vergnügen an ihrer Erkenntnis. Mit einem Wort, es ist die intellektuelle Tätigkeit selbst, die mich für meine Mühen entschädigt. Einer wie ich kann stundenlang dasitzen und genüsslich an einem komplizierten wissenschaftlichen Problem herumdoktern. Selbst wenn ich es in dem Moment nicht löse, verfalle ich nicht in Trübsinn und gerate schon gar nicht in Wut oder Verzweiflung, sondern verbleibe in einer entspannten Stimmung, die mich mit der Überzeugung zurücklässt, die offenen Fragen dann eben an einem anderen Tag zu beantworten.

'Ach was!', könnten Böswillige geneigt sein zu sagen, 'Ruhmsucht und Eitelkeit sind die eigentlichen Motive dieses Mannes, dessen Talent niemals bestätigt worden ist'. Sie würden es eine Form des Egoismus nennen und als geistige Selbstbefriedigung brandmarken - umso mehr, wenn sie vernähmen, dass in tiefschürfender Geistestätigkeit etwas liegt, was zehnmal mehr Freude bereitet als alle landläufigen menschlichen Verlustierungen zusammen.

Andere mögen dies bestreiten oder meine Arbeit gar für Teufelswerk halten, weil sie meinen, durch die Wissenschaft und das Vertrauen auf die Kraft der Vernunft werde das Primat des Glaubens in Frage gestellt.

In all diesen Unterstellungen liegt etwas Wahres, und doch gehen sie am Kern der Sache vorbei. Gewiss, auch ich zweifle längst an meinen Talenten. Ein halbwegs klarer Verstand, eine freie, zuweilen ungezügelte Einbildungskraft und - ich gebe es zu - der unbedingte Ehrgeiz, mir selbst und der Wahrheit ein Denkmal zu setzen, sind das einzige, was ich unwiderlegbar vorweisen kann.

Ein NIE ERLAHMENDER Ehrgeiz, sollte ich sagen. Denn ich habe es nur deshalb so viele Jahre in der Einsamkeit meiner Ideen ausgehalten, weil ich zu einem Menschenschlag gehöre, der sich nicht leicht entmutigen lässt. Nur deshalb habe ich die Arbeiten immer weiter fortgeführt und sie endlich zu einem, wie ich meine, gelungenen Abschluss gebracht.

Wenn jemand wie ich eine Fährte aufnimmt, bleibt er dran an der Sache, egal wie zwecklos sie sich nach außen hin darstellt. Erfolg und öffentliches Ansehen sind keine relevanten Kategorien, wenn es um komplizierte und fundamentale Fragen der Naturerkenntnis geht. Deren Beantwortung darf man den konservativen Geistern der Welt nicht überlassen. Die Zukunft, soviel steht fest, wird nicht von Leuten gestaltet, die am Vergangenen haften.

Eine klerikale Existenz wie meine ist die ideale Fassade, hinter der sich intellektuelle Leidenschaften beguem und einigermaßen ungehindert ausleben lassen. Obwohl meine Familie es gern gesehen hätte, wenn ich in die Fußstapfen des Onkels getreten wäre, habe ich die Bischofswürde nie ernsthaft angestrebt. Karriere ist für mich persönlich kein Lebensziel, ehrlich. - Na gut, es hat mich schon gewurmt, als zuerst Ferber und nach dessen Tod jetzt Flachsbinder zum Bischof ernannt wurden, ohne dass man mich in die engere Wahl zog. Da hatte ich allerdings schon lange erkannt, dass mir das Aalglatte all jener Karrieristen fehlt, die einem in der Kurie täglich über den Weg laufen. Den Onkel eingeschlossen, sind meine Beziehungen zu Vorgesetzten nie konfliktfrei gewesen. Vielleicht liegt es daran, dass in meinem Innern so viele Feuer brennen, während ich nach außen oft unbeteiligt wirke, saft- und kraftlos, ... und andererseits doch leicht zu enervieren bin, wenn man mich angreift. In Stresssituationen werde ich schnell ungeduldig und bin dann für meine Umwelt kaum zu ertragen.

Viele Menschen lassen sich ja von ihren Befindlichkeiten regieren. Ganze soziale Gemeinschaften haben die Tendenz, ihre Geschichte mit Schönfärbereien, anthropozentrischer Selbstüberschätzung und nachträglich zu heroischen Widerstandskämpfen umgedeuteten feigen Eroberungskriegen zu einem scheinbaren Weltgeist aufzubauschen, der in Wahrheit doch nur höchst subjektiver Schall und Rauch ist. Sobald es sich finanziell irgendwie einrichten lässt, pflegt man sich zu-

rückzulehnen und in seinen Illusionen gemütlich einzurichten. Ich dagegen renne mein ganzes Leben gegen die Mühlenflügel der Banalität, der Trivialität und der drohenden endgültigen Marginalisierung an. Eine wichtige Triebfeder meine Existenz ist von jeher die Angst. Die Angst, nach dem Tod vergessen zu sein ... dass mein Schaffen vergeblich gewesen ist - und gegen diese Angst denke ich an.

In meiner Jugend wollte ich gern ein großer Dichter sein, doch angesichts der vielen Zungen, in denen die Nationen miteinander verkehren, schien es mir unmöglich, auf dem Gebiet der Lyrik etwas Unvergängliches, universell Gültiges zu erschaffen. Der direkte Weg zur Macht über die Köpfe führt auch nicht über die Politik, die uns verwaltet und Befehle erteilt und über deren Diktate wir uns ärgern oder insgeheim lustig machen, während die Nachwelt staunend darüber sinniert, wie solcher Blödsinn sich so lange halten konnte. Sondern über die strengen Formeln und Denkfiguren der Wissenschaft, die unabhängig sind von Idiomen und von allen vorgefassten Ideologien. Ein stichhaltiges wissenschaftliches Argument wird von jedem Vernunftbegabten verstanden und zwingt ihn zur Zustimmung. Mit einem Wort, den wahren Universalruhm kann nur ein Naturwissenschaftler erringen, und auch nur, wenn er die ausgetretenen Pfade des konventionellen Denkens verlässt und sich neuen Ufern zuwendet. Wie ich zwischenzeitlich feststellen musste, kann es allerdings einige Jahre dauern, bis gute Ideen sich durchgesetzt haben.

Nachdem ich mich einmal für die Astronomie entschieden hatte, ist mir bald klar geworden, dass ich, um etwas Besonderes zu leisten, über das ptolemäische Systems hinausgehen musste. Nebenbei hoffte ich, mich auf diese Weise in der Wissenschaft bekannt zu machen und vielleicht sogar zu einer gewissen Berühmtheit zu kommen.

Mag sein, dass das eine Form der Eitelkeit ist. Denn ja, ich zähle mich zur wahren, heimlichen Elite, die nicht aus Königen und Kardinälen, Großgrundbesitzern und Pfeffersäcken besteht, auch nicht aus scheinbar allwissenden Köpfen, die in Wahrheit doch nur stupide Traditionen nachbeten; sondern ich will die Richtung des Denkens überhaupt verändern und die Menschheit zwingen, meinen Konzepten zu folgen.

Mag sein, ich bin süchtig nach Ruhm; doch nicht nach dem Tagesruhm dessen, der von ein paar tonangebenden Zeitgenossen lobend erwähnt wird. Auch nicht nach jener Art des Ansehens, das man durch eifrige Mitarbeit in renommierten Kommissionen gewinnt. Ich brauche keine Schleimer um mich herum; niemand soll je vor mir buckeln müssen. Karriere und materieller Reichtum bedeuten mir nicht viel. Was sind sie gegen das Ziel, auf immer gerühmt und bewundert zu werden, geliebt von den Völkern der Erde? Forschungsanstalten und Universitäten sollen dereinst meinen Namen tragen, während all die Anderen, die jetzt im Zenit ihrer Karrieren stehen, schon bald vergessen sind.

Ja, ich bin süchtig nach Weltruhm, und habe dieser Sucht und der Liebe zur Wahrheit mein Leben gewidmet. Bis vor kurzer Zeit loderten in meinem Herzen helle Feuer, die mich immerzu antrieben, etwas Großes, Einzigartiges zu leisten. Und tatsächlich, indem sie das gesamte Universum umfasst, verspricht meine Theorie den größten Ruhm, dessen ein menschliches Wesen teilhaftig werden kann.

Wenn ich an die Zukunft denke, stelle ich mir vor, wie die Nachwelt mich in jeder Hinsicht hofieren und mich selbst für Alltagskleinigkeiten in höchsten Tönen loben wird. Dass ich mich um die Kinder meiner Verwandten kümmere, beispielsweise. Oder dass ich diese langweilige Abhandlung über das Münzwesen verfasst habe...

Manchmal bin ich mir meiner Thesen sicher, seltener werde ich von Zweifeln geplagt. Dann erscheint es mir, als stellten meine astronomischen Passionen nur eine schwere und unnütze Last dar, die das Leben komplizierter machen als es sein müsste. Sicher ist nur so viel: ich werde vom Ruhm wenig haben. Mein Körper ist in einem so desolaten Zustand, dass er von etwaigen Früchten meiner Anstrengungen nicht mehr profitieren kann. Natürlich hätte es meiner Eitelkeit gefallen, in möglichst jungen Jahren von jenem köstlichen Nektar zu schlürfen, welcher gewöhnlich damit einhergeht, Anerkennung für eine große wissenschaftliche Leistung zu finden. Dann wieder denke ich, jemand wie ich hätte mit dem damit verbundenen Trubel gar nichts anzufangen gewusst. Ich bin gar nicht der Mensch für Ruhm; ich lasse mich überhaupt nicht gern feiern oder in den Mittelpunkt stellen, nicht

einmal zum eigenen Geburtstag. Feiern und Festen gehe ich gewöhnlich aus dem Weg, weil ich meist nicht weiß, worüber ich mich mit den anwesenden Gästen unterhalten soll. Vor meiner Pensionierung musste ich berufsbedingt manche Kirchenfeier organisieren, habe mich während der Veranstaltung dann aber möglichst im Hintergrund gehalten und nur darauf geachtet, dass alles reibungslos über die Bühne geht. Seit ich keinen Kirchengeschäften mehr nachgehe, muss sich mein Nachfolger um diese Dinge kümmern, und er tut es, das muss man ihm lassen, mit deutlich größerer Verve als ich.

Nein, süßen Nektar zu schlürfen bekommt mir nicht. Das gibt nur Bauchweh, und hinterher kriegt man faule Zähne davon. Andere können ihn besser vertragen, und sie verstehen es auch, ihre Bewunderer bei Laune zu halten.

Jenseits aller Medaillen und Lobeshymnen gibt es jedoch einen göttlichen, objektiven Faktor beim Fortschritt des Wissens. Es sind die kosmischen Gesetze selbst, die es zulassen und sogar begünstigen, von uns erkannt zu werden. Dass Gott ein Interesse daran hat, der Menschheit die Geheimnisse seines Universums zu offenbaren, während er sich andererseits in grundlegenden METAPHYSISCHEN Fragen eher bedeckt hält, steht für mich außer Frage.

Gott hat uns Menschen als Ideenmaschinen konzipiert, die immer alle Möglichkeiten in Betracht ziehen - und manchmal findet sich unter vielen wirren Irrtümern das Körnchen, das den wahren Fortschritt ausmacht. In solchem Erkennen, dem es gelingt, nach und nach die Köpfe der Nachgeborenen und damit die Welt zu erobern, liegt das größte Glück dessen, der eine entscheidende neue Idee als Erster gedacht und ausgearbeitet hat. Ein ureigener Teil seines Ichs ist damit für immer im Bewusstsein der Nachwelt aufgehoben.

Ich stehe wieder am Fenster und richte meine Aufmerksamkeit auf das Ende der Allee, wo zwischen dem dunklen Grün der Tannen und dem kargen Zweigwerk einer alten Buche der erste Schnee leuchtet. Plötzlich dringen Straßengeräusche in den Raum, und hinter mir raschelt ein Stoff. Ich drehe mich um und erblicke, in der jetzt weit geöffneten

Zimmertür, meine Haushälterin in ihrem Straßenkostüm, die mich vorwurfsvoll ansieht.

BOLOGNA, 20. JANUAR 1499 LESESAAL DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK.

Mein müder Kopf ruht auf der feingeschliffenen Platte des Bibliothekstisches, und die Arme sind um ihn herum geschlungen. Für einen kurzen Moment ohne Wirklichkeit versuche ich, meine Gedanken von allem Gelesenen zu befreien und in das Nichts völliger Entspannung einzutauchen.

Ich bin müde vom Studium der griechischen und hebräischen Sprache und habe den ganzen Monat kein einziges juristisches Fachbuch angefasst. Mein Onkel wird mir eine Szene machen, wenn ich ohne Abschluss aus Italien zurückkomme. Mehrere Szenen. Doch was soll ich tun? Die Jurisprudenz interessiert mich einfach nicht, da kann man mir noch so viele Standpauken halten, wie wichtig gerade ein Doktor des Jus für eine erfolgreiche Kirchenkarriere ist. Wenn einer schon nicht Theologe werden will, muss er wenigstens Jurist sein, um unter Klerikern etwas zu gelten. Meine private Meinung über das kanonische Recht, die ich natürlich öffentlich nie kundtun werde, schwankt zwischen Belustigung und Ärger. Obwohl die Professoren anderes behaupten, besteht der Codex im wesentlichen aus einem unsystematischen Sammelsurium von ad hoc Vorschriften, welche schematisch auf

gewisse, meist hochgradig künstliche Grundkonstellationen anzuwenden sind - nur um im Fall der Fälle, wenn höhere weltliche oder kirchliche Interessen dazwischenfunken, außer Kraft gesetzt zu werden. Dann müssen die Rechtsgelehrten spitzfindig nach Gründen für diese Ausnahmen suchen und die Regeln bis zur absoluten Undurchschaubarkeit weiter verkomplizieren. - Nein, ich kann mich einfach nicht dazu durchringen, die Formeln der Rechtskunde zu studieren.

Kompromissweise und um nicht ganz ohne Titel in die Heimat zurückzukehren, habe ich mir überlegt, einen Magister in den alten Sprachen abzulegen. Medizin ist ebenfalls eine Möglichkeit, die mich gereizt hätte, doch dazu reicht die Zeit jetzt nicht mehr, aus dem einfachen Grund, weil ich in Bologna zu viel von dem süßen Kuchen der astronomischen Wissenschaft genascht und mich zu wenig um mein Brotund-Butter Studium bemüht habe. Während der wenigen Monate, die mir bis zur Abreise bleiben, werde ich die altsprachlichen Magisterprüfungen über mich ergehen lassen. Sprachen zu lernen fand ich schon immer interessant, zum einen, weil ich von Jugendbeinen an einen Hang zu lateinischen Versen und anderer schöngeistiger Literatur verspüre, zum anderen, weil die meisten wissenschaftlichen Werke in alten Sprachen verfasst sind. Sich in fremden Zungen zurechtzufinden, fällt mir leichter als vielen meiner Kommilitonen, auf jeden Fall leichter, als sich das Konvolut der geltenden Rechtsvorschriften anzueignen.

Inzwischen ist das Semester weit vorangeschritten, und ich muss mich sputen, um rechtzeitig alle Prüfungen abzulegen. Ein Gutteil der Klemme, in der ich mich gegenwärtig befinde, hängt mit meinen notorischen Examensängsten zusammen. Ich bin kein Prüfungsmensch und habe schon in Krakau die Aussicht auf eine bevorstehende Klausur kaum ausgehalten. Prüfungstermine pflege ich so weit wie möglich vor mir herzuschieben. Anfangs meine ich immer, alle Zeit der Welt zu haben, doch am Ende ist es mir bisher nie gelungen, auch nur einen einzigen relevanten Abschluss zu erwerben. Dabei ist Krakau im Vergleich zu den italienischen Universitäten provinziell, es gibt dort wenig Ablenkung vom Studieren, und die Prüfungen sind nicht einmal besonders schwierig.

Hier in Bologna haben die Studenten und auch die meisten Professoren von der Jagiellonen Universität kaum je gehört. Abgesehen davon, dass man sein mathematisches Verständnis schärfen kann, werden in Krakau, das ist mir inzwischen klar geworden, nur sehr wenige interessante und wegweisende wissenschaftliche Vorlesungen angeboten. Die dortigen Lehrer arbeiten einen seit Generationen vorgegebenen standardisierten Wissenskanon stoisch ab. In Bologna hingegen atmet man auf Schritt und Tritt den neuen Geist, der vieles in Frage stellt, was die Autoritäten seit Jahrhunderten für unumstößlich erklären, und es ist keine geringe Minderheit, die sich für das humanistische Menschentum erwärmt.

Am Tisch des Bibliothekars wird eifrig gemurmelt. Während ich mir die Augen reibe und langsam aus meiner Tiefenentspannung herauskomme, schnappe ich ein paar astronomische Fachbegriffe auf. Richtig, mit einem der Studenten, die den guten Mann dort vorn umringen, habe ich mich erst kürzlich über die Weltbilder der antiken Philosophen ausgetauscht. Von dessen Quellenwissen bin ich noch immer schwer beeindruckt und frage mich, ob ich einen derart fundierten Überblick über den Wissensstand der Alten jemals erreichen werde. Ein wenig Neid schwingt in meiner Bewunderung mit, wenn ich daran denke, dass der Student, der übrigens aus Bergamo stammt, die mannigfachen Vorzüge Bolognas viel länger genießen wird als ich.

Leider habe ich seinen Namen vergessen, weil man hier ständig so viele neue Leute kennenlernt, die man sich unmöglich alle merken kann. Zu erfahren, dass ich im Haus des Novara wohne und diesem bei astronomischen Beobachtungen als Assistent zur Seite stehe, hat ihn seinerseits ein wenig neidisch gemacht. Erst nachdem ich ihn einlud, an einer der nächtlichen Sitzungen teilzunehmen, ist Ambrosio, ja richtig, so heißt der Kommilitone, aufgetaut und hat mir lebhaft von allen möglichen altgriechischen Texten über den Aufbau des Kosmos vorgeschwärmt, die er angeblich schon gelesen hat.

Das antike Wissen für sich allein genommen ist bereits interessant genug, und man kann leicht sein ganzes Leben mit dem Studium und der Interpretation der Quellen verbringen; doch ich benötige es außerdem als Basis, um selber eigene Ideen zu entwickeln. In den letzten Semestern ist mir mehr und mehr bewusst geworden, dass ich mich mit dem Standardtableau der Wissenschaften nicht zufrieden geben, sondern einen eigenen, möglichst fundamentalen Beitrag zur Geschichte des Geistes leisten möchte. Da mich die Astronomie am meisten interessiert, ist mir längst klar, in welche Richtung die Reise gehen muss.

An diesem Punkt tritt jener Gedanke wieder an die Oberfläche meines Bewusstseins, dem ich seit Wochen - man kann schon fast sagen 'verfallen' bin, auch wenn mir das straffe Pensum der Vorlesungen und Prüfungsvorbereitungen eigentlich keine Zeit dafür lässt. Die fixe Idee nämlich, dass die Erde einmal täglich um sich selber kreist. Besagter Kommilitone tat so, als sei dies gar nichts Neues oder Besonderes, indem er mich überheblich darauf hinwies, ein antiker Astronom namens Philolaus habe dasselbe bereits vor fast 2000 Jahren vorgeschlagen. Wenn das stimmt, wundere ich mich allerdings, warum ich bei den übrigen Studenten, Novara eingeschlossen, mit meiner Hypothese auf so wenig Gegenliebe stoße. Kaum jemand vermag sich vorzustellen, wie die Erde samt aller ihrer Bestandteile mit einer derart enormen Geschwindigkeit rotieren kann, ohne dass wir Menschen davon etwas mitbekommen. Novara meint sogar, dann müssten alle losen Körper auf der Erde durch Flieheffekte ins All hinausgeschleudert werden. Mein Einwand, Sonne und Fixsterne würden sich laut der gängigen Lehre ja mit einer noch viel größeren Geschwindigkeit durch das All bewegen und deshalb noch viel größeren Flieheffekten ausgesetzt sein, wurde nicht wirklich zur Kenntnis genommen.

Ich popele ein bisschen in der Nase, wie ich es immer mache, wenn ich unruhig oder unzufrieden bin. Leider gibt es bis heute kein mathematisches Verfahren zur Beschreibung jenes seltsamen 'Magnetismus', der uns unaufhörlich ins Innere der Erde zu ziehen trachtet. Daher ist es mir nicht möglich, zu beweisen, dass die Gewalten, die uns an die Erde ketten, stärker sind als alle Flieheffekte, die durch die Erdrotation zustande kommen.

Immerhin hat Novara bestätigt, dass meine Idee von einigen Pythagoräern, also den Nachfolgern des Pythagoras, zu denen auch Philolaus gehört, bereits gedacht, von Aristoteles aber entschieden abgelehnt wurde. Anscheinend verhindert Aristoteles' Autorität bis heute eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema. Während ich mir die aristotelischen Textstellen, die sich kritisch mit der Eigenrotation der Erde auseinandersetzen, neulich bereits abgeschrieben habe, fehlen mir noch die Originalzitate der Pythagoräer.

Mein Blick richtet sich auf die Empore des Lesesaales, also auf jenen Teil der Bibliothek, wo die Abschriften der Klassiker aufbewahrt werden. Obwohl ich es mir zeitlich nicht leisten dürfte, kann ich der Versuchung nicht widerstehen, dort oben nach Texten des Philolaus und der Pythagoräer zu suchen, um zu sehen, welche Argumente sie zugunsten ihrer Idee vorgebracht haben.

Nach zwei fruchtlosen Stunden des Suchens kehre ich an meinen Platz zurück. Frustriert sitze ich da, die Beine von mir gestreckt, die Hände in den Nacken gelegt und den Blick wieder auf die hölzerne Empore gerichtet, die jedesmal laut knarrende Geräusche von sich gibt, wenn ein Student mit den Filzpantoffeln, die alle hier tragen müssen, über die Bohlen tappt. Im größten und schönsten der Bretter ist an der Unterseite das Siegel der lokalen Zimmermannsgilde eingraviert. Daneben hat ein Witzbold das Gesicht eines Mannes mit einem riesigen Schnurrbart geschnitzt. In den glänzend geschliffenen Deckenbalken spiegelt sich das wenige Licht, das durch die schmalen Fenster des alten Holzanbaus fällt, und ich frage mich, ob künftige Generationen die Klassiker dereinst unter besseren Bedingungen studieren werden und wen man in der Zukunft überhaupt als 'Klassiker' bezeichnen wird. Wie man hört, ist eine vollständige Renovierung oder sogar ein Neubau des Lesesaales geplant, mit den größten Fensterkonstruktionen, die man sich bei profanen Bauten überhaupt vorstellen kann.

Die letzten Stunden sind reine Zeitverschwendung gewesen. Zu kümmerlich und bruchstückhaft die Informationen, die sich da oben finden lassen. Offenbar verfügt selbst die angesehene Büchersammlung der Bologneser Universität nur über einen sehr eingeschränkten Fundus

antiker Schriften. Absolute Klassiker wie die Werke des Aristoteles, soweit sie sich über die Wirren des Mittelalters gerettet haben, sind vollständig vorhanden, doch traue ich dem König der Philosophie in astronomischen Fragen nicht über den Weg. Zum einen besaß Aristoteles nur dürftige mathematische Kenntnisse, zum anderen scheint klar, dass er bei einer Theorie, die er so rundheraus ablehnte, die Argumente der Pythagoräer wohl kaum vollständig gewürdigt hat.

So bleibt mir das, was ich ohnehin für meine Stärke halte: mir eigene Gedanken machen, und auf der Basis eigener Anschauung nach besseren Argumenten für die Rotationstheorie zu suchen, um am Ende ein unabhängiges Urteil zu fällen. Auf jeden Fall muss man astronomischen Problemen mit naturwissenschaftlichen Methoden zu Leibe rücken. Philosophie und Theologie sorgen vielleicht dafür, alles in den angemessenen metaphysischen Rahmen des Weltverstehens einzuordnen, doch um mechanische Vorgänge wie Geschwindigkeiten, Drehbewegungen und ihre Auswirkungen im Detail zu durchdringen, das heißt den Gleichklang des göttlichen Universums exakt nachzuzeichnen, sind die Werkzeuge der Mathematik unerlässlich - und man muss sie so einsetzen, wie es die alten Griechen vorgemacht haben.

Am liebsten brüte ich abends vor dem Zubettgehen noch ein, zwei Stunden über meinen Notizen, um die Bewegungen des Himmels und der Sterne in aller Ruhe zu reflektieren. Dabei ist mir u.a. klargeworden, die Eigenrotation der Erde kann nicht die ganze Wahrheit sein, sondern diese ist vermutlich in eine größere, bisher unerkannte Himmelsmechanik eingebettet, an welcher unsere Erdkugel einen wichtigen aber nicht unbedingt den entscheidenden Anteil hat. Wenn die Erde sich so haltlos um sich selber dreht, scheint die traditionelle Vorstellung, sie für den Fixpunkt des Kosmos zu halten, nicht haltbar.

Für diese weitergehenden Fragestellungen fühle ich mich leider nicht gerüstet, hoffe aber, künftige Generationen und ein Geist, welcher größer ist als der meine, werden die vollständige Wahrheit dereinst zutage fördern.

FRAUENBURG, 22. FEBRUAR 1539 WEITERE LEBENSZWEIFEL.

Ich öffne erschöpft die geschwollenen Augen und richte den Blick auf den Schreibtisch, genau so, wie ich ihn gestern und vorgestern dorthin gerichtet habe, und so ähnlich, wie ich ihn damals auf den Tisch des Bibliothekars gerichtet hielt. Da wusste ich es noch nicht, aber inzwischen ist mir schon lange bewusst, dass ich die Aufbruchsstimmung, die wir in Italien verspürten, für immer in meinem Herzen trage.

Für immer werde ich mich an die Diskussionen im Hause Novaras erinnern, wo auf Konventionen wenig gegeben und jugendlichem Ungestüm beinahe ebenso viel Raum gelassen wurde wie den Meinungen alter und erfahrener Wissenschaftler. Für immer an die Atmosphäre in den Seminaren der Universität, zu denen Redner aus aller Herren Länder eingeladen waren, um neueste Forschungsergebnisse darzulegen und nebenbei auch ihre Ansichten über die Entfaltung des Menschentums in unserer hochdynamischen Epoche. Alle wurden gehört, niemand musste mit seiner Meinung hinter dem Berg halten. Vor allem die jüngeren Gelehrten wollten das Zeitalter der Finsternis, das die

Menschheit so lange in seinen Klauen gehalten hat, endgültig abschütteln. Unsere jungen, idealistischen Herzen schlugen höher, wenn wir uns zum informellen Meinungsaustausch trafen oder nach einem Vortrag erregt über die neuesten Thesen diskutierten. Einer der Redner hat mich damals spontan an seinen Lehrstuhl nach Florenz eingeladen, das schon lange im Zentrum des Sturms steht, doch ich ließ die Gelegenheit verstreichen, weil ich mich auf meine Studien in Bologna konzentrieren wollte, das mir als ein Zentrum der Astronomie wichtiger erschien...

Mit Wehmut denke ich an die kostbaren Stunden, die ich mit meinem Lehrer verbringen durfte. Ich meine noch den Geruch des Zedernholzes in der Nase zu haben, mit dem die Wände seines Büros vertäfelt waren, und ich sehe ihn von seinem Stuhl aufspringen und gestikulierend vor mir hin und her rennen, während er mir die Lösung einer vertrackten mathematischen Aufgabe erklärt.

Manchmal erwies mir Novara die Ehre, mit ihm spazieren zu gehen. Dabei ließ er es sich gewöhnlich nicht nehmen, mir seine Sicht auf die Welt nahezubringen und mich über sein Verständnis des kosmischen Ganzen aufzuklären. Einmal begann es zu regnen, und wir vertrieben uns die Zeit in den Vorräumen verschiedener Kirchen und unter Bolognas berühmten Arkaden, von wo aus wir auf die über dem Apennin hängenden düsteren Wolken blickten. Novara versprach mir besseres Wetter und noch viele klare Nächte, in denen wir die Sterne beobachten würden.

Mein Mentor erschien mir unendlich belesen. Viele Passagen des ptolemäischen Werkes kannte er auswendig, vornehmlich solche, die er für würdig und wichtig erachtete, ins Gedächtnis aufgenommen zu werden, doch ebenso auch jene, welche er anzuzweifeln begonnen hatte. Dann wieder unterhielten wir uns über neuere Theorien der Wandelsternbewegung oder über Probleme, die er mit seiner Vorlesung hatte. Er war einer jener besonderen Lehrer, die kein Problem damit haben, ihr Nichtwissen gegenüber Studenten zuzugeben, offenkundig mit dem Ziel, diese anzuspornen, eigenständig nach neuen Antworten zu suchen.

Bei solchen Erinnerungen wird mir auch heute noch warm ums Herz, und ich gehe ganz in der Vergangenheit auf. Noch einmal kehrt mein erschöpftes Ich zur schönsten Zeit meines Lebens zurück. Nur ein kranker, gebrechlicher Körper verbleibt in Frauenberg, während mein Geist südlich der Alpen weilt, in einem Land, dessen Schönheit von so vielen Dichtern besungen worden ist.

Wie gern wäre ich damals noch weiter nach Süden gezogen, hätte Neapel gestreift, Amalfi besucht und Paestum besichtigt; oder ich wäre ins Königreich Sizilien vorgedrungen, wo in der Antike einige der größten griechischen Denker gewirkt haben. Wenn ich nicht überhaupt von Bari nach Hellas übergesetzt hätte, für mich die wahre Heimstatt und der Urquell des menschlichen Wissens. Als Bewunderer des Geistes, nicht der Macht, votiere ich für Athen, nicht für Rom! Mathematik, Physik und Philosophie, alles wurde von den Griechen nicht nur erfunden, sondern weit vorangetrieben, lange bevor das römische Reich zur Weltmacht erstarkte. In mancher Beziehung - das steht für mich fest war jenes kleine Volk von Gelehrten selbst uns Heutigen überlegen.

Seit ich nach Hause zurück musste, hat es mich oft deprimiert, hier im hintersten Winkel der Welt festgebunden zu sein. Obwohl ich in Frauenburg recht komfortabel lebe, habe ich mich im Ermland zeitweise regelrecht gefangen gefühlt - ein hin und her gerissener Charakter, der gern zu neuen Ufern aufgebrochen wäre, sein geregeltes Einkommen als Domherr aber nicht aufs Spiel setzen wollte. Da mir keine weiteren Auslandsreisen bewilligt wurden, blieben mir seither nur ein paar goldene Reminiszenzen - an heiße, nicht endende Sommer und leuchtende Landschaften, an wildromantische Bergdörfer in flirrender Luft, einsame, windschiefe Katen, hügelige Fluren, welche zur Adria hin weiträumig abfallen - und an hochentwickelte städtische Kulturgemeinschaften, mit denen im Norden Europas selbst die Hansestädte nicht konkurrieren können.

Je älter ich werde, desto mehr verklären sich meine Erinnerungen, während die furchteinflößende Gegenwart nur noch Schwäche und Krankheit für mich bereitzuhalten scheint. Auch objektiv haben sich die politischen Verhältnisse in Europa seit meiner Jugend mehr und

mehr verschlechtert. Zugegeben, sie waren schon immer verworren und unübersichtlich, doch jetzt scheint ein Rückfall ins Mittelalter nicht mehr ausgeschlossen, in vielerlei Hinsicht. Überall hört man von kriegerischen Auseinandersetzungen, die das Leben der Menschen bedrohen und ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft unterminieren. Die Scharmützel mit dem Deutschen Orden, die in unserer Gegend seit einigen Jahren wieder an der Tagesordnung sind, lassen die Bürger ängstlich und verunsichert in die Zukunft blicken, anstatt voller Zuversicht einem idealen Menschenbild zuzustreben. Überall sind die Autoritäten am Werk, fortschrittliche Aktivitäten des Geisteslebens zurückzudrängen, und selbst in gebildeten Kreisen wird dagegen nicht aufgemuckt, weil die meisten Leute damit zufrieden sind, auf möglichst angenehme Weise ihr Leben zu fristen.

Aber hat das irgendeine Bedeutung? Hat irgendeines Menschen Hoffnung oder Leid überhaupt jemals Bedeutung gehabt? Ist nicht das einzige, was zählt, die Wahrheit herauszufinden über die Welt, in der wir leben und über die Art und Weise, wie die Rädchen der Natur durch göttliches Fügen perfekt ineinandergreifen?

Ich weiß es nicht. Obwohl ich mir einbilde, eine wissenschaftliche Antwort auf die Rätsel des Kosmos gefunden zu haben, bin ich in metaphysischer Hinsicht kein Deut besser dran als jeder ungebildete Narr, der der Natur gezwungenermaßen naiv und sozusagen nackt gegenübersteht. Wir Menschen sind geworfen in einen Kosmos, dessen Dynamik wir analysieren können, dessen eigentliche Bewandtnis aber völlig im Nebel liegt.

Hustend schlurfe ich zum Ofen, um Holz nachzulegen. Immerhin geht es mir nicht mehr so schlecht wie neulich, als ich die ganze Zeit ans Bett gefesselt war, sondern ich habe inzwischen wieder die Kraft, mein Tagebuch mit allerlei Lebensweisheiten vollzukritzeln.

Wenn es dunkel wird, und es wird früh dunkel in den langen Ermländer Wintern, bleibt mir nichts anderes übrig als die Schatten zu akzeptieren, die sich über mein Schlafzimmer senken. Es wäre viel zu teuer und auch unpraktisch und gefährlich, jede Nacht ein Talglicht brennen zu lassen.

Noch einmal schüttelt mich der starke Husten, mit dem die Seele aus dem Leib zu fahren scheint. Der ganze Brustkorb schmerzt bei diesen heftigen Anfällen. Dabei macht mir der Husten allein weniger Angst; Katarre gehen bei mir fast immer mit einer starken Bronchitis einher, und die gegenwärtige ist im Moment glücklicherweise am Abklingen. In puncto Atemwege bin ich seit langem ein bisschen empfindlich, daran habe ich mich über die Jahre gewöhnt. Allein der unvermeidliche Rauch, der im Winter von den Feuerstellen ausgeht und durch die ganze Ortschaft zieht, reizt meine Lunge. - Was mir momentan mehr Sorgen macht, ist das anhaltende Schwächegefühl, eine alle Aktivitäten lähmende Labilität, die sich über den ganzen Winter hingezogen hat und verstärkt wird von Depressionen angesichts meiner lebenslangen Erfolglosigkeit und der unwillkommenen Einsicht, dass ich und meine Theorien bald ganz vergessen sein werden.

So zufrieden ich mit meiner wirtschaftlichen Lage bin, so sehr kneift mich die Enttäuschung über die fehlende Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen, und mir wird klar, jetzt im Alter kommt der Ruhm bestimmt nicht mehr angaloppiert. Dann tröste ich mich damit, alles gedacht, alles niedergeschrieben zu haben, was mir jemals wahr und wichtig erschienen ist. - Niemand interessiert sich dafür? Gut; ist mir egal. Ob die Menschheit meine Theorie zur Kenntnis nimmt, und was wahr ist im Angesicht Gottes - das sind schließlich zwei verschiedene Paar Stiefel.

Früher habe ich mich manchmal gefragt, ob ich etwas Besonderes bin, weil Gott gerade mir diese Erkenntnisse gewährt hat - nur um mich dann, in einer ironischen Wendung, mein ganzes Leben lang im Unklaren zu lassen, ob mein Modell wahr ist oder falsch.

Nicht dass wir uns missverstehen. Ich bin von der Richtigkeit meiner Behauptungen restlos überzeugt. Auch kann es nicht darum gehen, dass mir Horden von Anhängern die Türen einrennen, um mir mit ihrer aufdringlichen Bewunderung den letzten Nerv zu rauben. In meinem Alter könnte ich diese Art von Erfolg nur schlecht verkraften. Mir geht ja schon Rheticus, wenn er hier ist, zuweilen gehörig auf den Geist. Mit 40, ja, da hätte ich mit Erfolg und Anerkennung umzugehen gewusst,

aber heute? Offensichtlich überlässt Gott die menschliche Ideengeschichte und den Fortschritt der Erkenntnis dem Zufall. Und er tut recht daran! Wie es mir mit meiner jahrzehntelangen fehlenden Anerkennung geht, ist im Sinne des kosmischen Weltenlaufs nun wirklich keine bedeutsame Frage.

Allerdings besteht noch eine weitere Möglichkeit, und die macht mir am meisten Sorgen. Wenn sie, wie manche Theologen meinen, nur eine Prüfung verkörpert, in der die Seele ihre moralischen Qualitäten beweisen muss, kommt der realen Welt gar nicht die strenge Signifikanz zu, die ich als Naturforscher immer vorausgesetzt habe. Erst durch das unterstellte Primat der Materie gewinnt ja meine Theorie etwas singulär Bedeutungsvolles.

_

Die Frauen, die ich in meinem Leben begehrt habe, sind mir nie erreichbar gewesen, und ich habe irgendwann aufgehört, mich mit dem Thema überhaupt zu beschäftigen. Die Forschungsarbeiten, die mir besonders am Herzen lagen und die auch objektiv am wichtigsten sind, haben mir nie irgendeine Anerkennung eingetragen. Die Ideen, die ich vorgebracht habe, werden von niemandem ernst genommen, sondern verrotten in den hintersten Kammern der Archive, ohne jemals zu Ende diskutiert worden zu sein, und es steht zu befürchten, dass sie demnächst gänzlich vergessen sein werden. Dabei gibt es unter modernen Astronomen nicht wenige, die das geozentrische Weltbild ablehnen oder die sich zumindest unbehaglich mit all den Volten fühlen, die man zu seiner Verteidigung spinnen muss. - Um sich vor kirchlichen Autoritäten keine Blöße zu geben, hält man sich bei der Frage, wodurch denn das ptolemäische System konkret zu ersetzen sei, jedoch lieber bedeckt.

Inzwischen mache ich mir um die Meinung der Öffentlichkeit und selbst um das Urteil der zeitgenössischen Gelehrten schon lange keinen Kopf mehr. Ich habe mich damit abgefunden, ein Außenseiter zu sein und zu bleiben.

Komisch, früher habe ich mich nie so gesehen. Früher war ich mit Vielem zufrieden, was von den Meinungsführern vorgegeben wurde. Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, scheint es mir, als sei ich im Innern schon immer ein Oppositioneller gewesen, ein Häretiker, um es überspitzt auszudrücken, zu furchtsam allerdings, sich zu seinen Häresien zu bekennen. Mir macht es nicht das geringste aus, in meiner Turmstube mit einem Federstrich alle eingebildeten Überzeugungen und angestaubten Traditionen der Welt über den Haufen zu werfen, solange ich meinen Standpunkt nicht unter meinem Namen gedruckt sehen oder in großer Runde verteidigen muss. Das Unwohlsein, das mich bei öffentlichen Auftritten gewöhnlich erfasst und mit dem Alter noch zugenommen hat, mag damit zusammenhängen, dass ich im Grunde schon immer eine vorsichtige und sogar ängstliche Persönlichkeit war. Es stimmt, in meiner Jugend bin ich gern auf Reisen gegangen - was immer ein Wagnis darstellt - doch habe ich schon damals dafür gesorgt, die Risiken minimal und kontrollierbar zu halten.

Ich glaube an Gott, das ja, insoweit bin ich mit dem Christentum d'accord; an ein weltumspannendes Wesen, das im Prinzip immer und überall in den Lauf der Dinge eingreifen könnte. Ich bezweifele allerdings, dass ER großes Interesse an uns unbedeutenden Menschlein hat. Darum gehöre ich auch nicht zu jenen hundertfünfzigprozentigen, sogenannten Reformatoren, die das Christentum angeblich radikal erneuern wollen, mit dem wissenschaftlichen Fortschritt aber wenig am Hut zu haben.

Mir ist längst klar, im Sinne der Orthodoxie war ich nie besonders religiös, vermute aber, vielen meiner Kollegen geht es nicht anders. Angestellter der Kirche zu sein bedeutet unter anderem, ein in jeder Hinsicht abgesichertes Leben zu führen, wo man von körperlicher Arbeit einigermaßen unbehelligt relativ sorglos alt werden kann. Ich bin nicht naiv; ich weiß, wie privilegiert wir Kleriker sind und um wie viel weniger Stress wir im Vergleich zu den Bürgern und Bauern haben, von deren Steuern wir leben.

_

Ich war nie in der Lage, Menschen für mich einzunehmen. Dabei sollte man meinen, als Abkömmling einer Händlerfamilie, die ihre Waren immer recht erfolgreich an den Mann gebracht hat, müsste ich die Fähigkeit besitzen, Anderen meine Wahrheit mit Gewinn zu 'verkaufen'. - Besitze ich aber nicht. Vielen Leuten missfällt die Art meines Auftretens, vielleicht auch die Intonation meiner Rede und die diese begleitende Mimik. Warum, ist mir unklar; denn ich bin keine böswillige Natur - so viel lässt sich im Rückblick wohl feststellen - sondern ein durch und durch harmloser Charakter, der nicht einmal niederen Kreaturen etwas zuleide tun kann.

Leider wirke ich in Dingen des täglichen Lebens, und auch in Geschäftsangelegenheiten, zuweilen abwesend und unkonzentriert. Wenn ich dann zu einem Thema schweige, fühlen sich die Leute in meiner Nähe unbehaglich. Außerdem habe ich in kritischen Situationen die Tendenz, schroff zu reagieren, und mir dadurch schon manche Sympathie verscherzt. Bei Vorgesetzten komme ich meist am schlechtesten an. Vorgesetzte erwarten gerade in kritischen Situationen gefügige Folgsamkeit.

Das Thema 'Vorgesetzte' bringt mich sofort auf mein unerquickliches Verhältnis zu dem neuen Bischof. Er hat mich schon mehrmals aufgefordert und wird mir wohl demnächst ein Ultimatum stellen, Anna und ihre Kinder des Hauses zu verweisen. Ein schwerer Schlag für meine Altersvorsorge und natürlich auch für Anna, die demnächst nach Danzig zurückkehren muss. Ich habe absolut keine Ahnung, wie dieses Problem gelöst werden kann.

So in Gedanken trete ich vor die Anrichte mit dem kleinen Quecksilberspiegel. Unverfroren ragt mir meine große, leicht gekrümmte Nase entgegen, und vereiterte, rot geäderte Augen blinzeln mich an, während ich den Mund wegen der noch immer verstopften Atemwege dauernd offen halte. Unter meiner hohen mit Altersflecken übersäten Stirn treten starke Brauen hervor, deren Pflege ich spätestens seit der Krankheit vernachlässigt habe. Die verbliebenen Haare sind strähnig, ja filzig, der sprießende Bart muss dringend rasiert werden, und wenn ich an mir herabblicke, fallen mir Essensreste auf meinem Schlafrock

auf. Statt sie mit Wasser auszuspülen, entspanne ich mich und lasse die Schultern hängen. Schicksalsergebenheit nennt man das wohl.

Der größte Wunsch meines Lebens war eine Karriere als Wissenschaftler - möglichst an einer der angesehenen italienischen Universitäten. Ich hätte die Kirchenarbeit an den Nagel hängen und mich als renommierter Astronom ganz der Forschung widmen können. - Leider ist mir in Italien während der ganzen Zeit nichts dergleichen angeboten worden, nicht einmal eine einfache, unbefristete Tutorenstelle. Gründe siehe oben. Dabei war ich den meisten anderen Studenten intellektuell überlegen und hoffe noch immer, dass sich diese Überlegenheit am Ende doch irgendwie auswirken wird ... 'Er war seiner Zeit weit voraus' - diesen Satz würde ich gern auf meinem Grabstein lesen.

In Bologna führte ich meine Erfolglosigkeit darauf zurück, dass ich Ausländer war und somit als Professor nicht infrage kam. Später habe ich festgestellt, in Wirklichkeit werden Ausländer dort gern genommen, um den internationalen Charakter der Universität zu unterstreichen. Das Problem war eher das schlechte Verhältnis zum Bologneser Dekan, der mich von Anfang an nicht leiden konnte.

Dass mich Vorgesetzte nicht leiden können - das Thema hatten wir schon. Als Fachmann in medizinischen Fragen oder solchen der Geldwirtschaft hat man mich später gern zurate gezogen, doch eine glänzende berufliche Karriere ist mir versagt geblieben. Ein knappes Jahr lang durfte ich den Verwalter des Bistums spielen, das war's dann aber auch.

Von dem neuen Bischof fühle ich mich gegängelt und regelrecht verfolgt. Warum muss dieser Mensch unsere Existenz bedrohen? Hat der gute Mann an seinem Hofe nichts anderes zu bedenken als sich in meine Verhältnisse einzumischen?

In der Wissenschaft genau wie in der Kirche, überall werden Jasager und bloße Verwalter des Status quo bevorzugt, Juristen und Exegeten, von denen die Autoritäten zu Recht annehmen, dass sie ihnen grundsätzlich nicht widersprechen - auch dann, wenn es eigentlich nötig wäre. Von solchen Leuten gehen keine innovativen Impulse aus, doch

wird das ohnehin kaum erwartet. Es reicht, wenn sie ihre Vorgesetzten genügend hofieren, und da haben sich der heurige Bischof und damals der Dekan wohl durch irgendwelche Fauxpas meinerseits auf den Schlips getreten gefühlt. Flachsbinder³ war früher der schlimmste Schleimer von allen, und erwartet dasselbe nun von seinen Untergebenen. Wer nicht spurt, wird gnadenlos weggemobbt, wie erst neulich die Affäre um M. gezeigt hat. An sich selbst legt der Exzellente allerdings weniger hohe Maßstäbe an. Bei allen Sorgen um die Moral des Domkapitels hat er, wie man hört, selbst mehrere uneheliche Kinder.

Dass ich überhaupt in der Kirche Fuß fassen konnte, verdanke ich meinem Onkel, der durchsetzungsstärker war als ich, und karrieremäßig viel mehr auf Zack. Meine Schwester immerhin ist ihm nachgeschlagen, sonst wäre sie nicht Äbtissin geworden. Mir selbst blieb nur ein bisschen Domverwaltung, ein bisschen Geldpolitik, ein bisschen ärztliche Beratung, jedoch ohne große Macht und wirklichen Einfluss. Macht und Einfluss haben sich Andere zugeschanzt.

Und ich war zufrieden damit! Nicht anders hätte ich mich über so viele Jahre relativ ungestört meinem Steckenpferd widmen können, von kirchlichen Ränkespielen glücklich verschont und froh, an etwas Bleibendem zu arbeiten, das nicht so flüchtig ist wie die meisten zwischenmenschlichen Beziehungen.

Ob es sich wirklich gelohnt hat, wer weiß? Da mir auf meinem Weg keiner gefolgt ist, hat es nie eine unabhängige Überprüfung meiner Ideen gegeben. Bis Rheticus kam, musste ich die heliozentrische Theorie komplett allein entwickeln. Aber gut, dafür muss ich am Ende die Lorbeeren mit niemandem teilen. Wenn meine Einsichten richtig sind, bedeuten sie eine gewaltige Gnade, die Gott mir als erstem geschenkt hat.

Wenn. Mein System sieht zwar wie ein vollständiges Bild des Universums aus, muss es aber nicht sein. Künftige Generationen mögen weitere Erkenntnisse über den Kosmos zusammentragen, und zu der Feststellung gelangen, dass mein Modell falsch ist. - Ja, diese Möglichkeit

³ Flachsbinder war der bürgerliche Name des Dantiscus, der ab 1538 Bischof des Ermlandes war und Kopernikus schikanierte.

besteht durchaus, egal wie viel Arbeit ich hineingesteckt habe. Ich sehe doch selbst, wie oft ich in Alltagsdingen mit meinen Einschätzungen danebenliege und wie viele Schnitzer ich mir in meinem Leben erlaubt habe. Offenkundig neige ich zu Irrtümern und Illusionen, und es lässt sich keineswegs ausschließen, dass mein wissenschaftliches Werk ein einziger großer Fehler ist, weil es von irrigen Annahmen ausgeht und sich im Licht der Selbsttäuschung sonnt...

Doch lebt nicht jeder in einer eigenen Welt seiner Einbildungen? Ist nicht unser aller Denken voller Illusionen, die uns helfen, frohgemut durchs Leben zu spazieren statt in - durchaus gerechtfertigte - Depressionen über unser unausweichliches Ende zu verfallen? Während die Lebenszeit unaufhaltsam dahinrinnt, gelingt es uns scheinbar mühelos, der praktischen Vernunft die Stange zu halten, indem wir insgeheim Luftschlösser bauen, die in erster Linie das Harmoniebedürfnis unseres Geistes befriedigen.

Viel Zeit bleibt mir nicht mehr. Wenn ich sterbe, was habe ich denn erreicht? Keine weltlichen Güter zusammengetragen, wie jeder normale Bürgersmann, keinen Nachwuchs gezeugt, der ein Lebenswerk fortsetzen würde. 'Carpe diem', habe ich immer gedacht, und auf die Anderen herabgesehen, wie die ihr Leben vertun. Heute bin ich mir meiner Sache nicht mehr so sicher. Was habe ich denn vorzuweisen? Eine Berufsentscheidung aus Bequemlichkeit auf Drängen des damaligen Familienoberhauptes, eine langweilige, unfruchtbare Existenz am hinteren Ende der Welt, ein bisschen im Bistum herumorganisiert, ein bisschen die Politik beraten - und die Arbeiten über den Kosmos nimmt doch eh keiner ernst. Verspotten tun sie mich; um so mehr, je weniger sie von dem Thema verstehen.

Bin ich darum eine gescheiterte Existenz?

Vielleicht in dem Sinne, dass meine Leistungen so wenig Anerkennung gefunden haben...

Außer man sagt, der Weg ist das Ziel, und es kommt hauptsächlich darauf an, was einer an Leidenschaften in seine Arbeit gesteckt hat.

Auf jeden Fall bin ich wohl eine überflüssige Existenz, wie viele andere. Nicht gescheitert im bürgerlichen Sinn, aber doch eben überflüssig. Die ganze Zeit einem offiziellen Beruf nachgegangen, aber ersetzbar. Nach außen die Fassade eines treuen Kirchenbeamten, der immer seine Pflicht erfüllt; dabei hätte die Arbeit von jedem Anderen genauso gut erledigt werden können. Wenn nicht besser. In der Tat hatten meine Gemeindemitglieder manchmal den Eindruck, dass ich mir nicht genug Mühe gebe und zu viel Zeit in der Schreibstube verbringe.

Es stimmt ja auch: in meinem Leben steht die Astronomie seit Jahrzehnten an erster Stelle. Sie füllt mein ganzes Bewusstsein aus, derart dass ich die normalen Alltagsdinge nur nebenbei betreibe. Die Tätigkeiten als Domherr sind mir nie schwer gefallen, und so wusste ich es meist einzurichten, ihre Verfolgung auf wenige Stunden des Tages zu beschränken.

Was mir immer am wichtigsten war: die Welt zu verstehen, die ganze Welt oder die Welt als Ganzes, die sich zwar nicht vollständig greifen, in groben Zügen aber BEgreifen lässt. Seit ihren Anfängen in Bologna und Rom habe ich meine Ideen stark verfeinert und von allen Seiten ausgeleuchtet. Dabei sind die frühen Fragmente in dem endgültigen Werk völlig aufgegangen, das heißt die fertige Theorie setzt bruchlos jene Bilder fort, die mir anfangs verheißen wurden: erhabene Bilder von kreisenden Körpern, die ewig miteinander harmonieren. Denn sind nicht Kreise und Kugeln die vollkommensten unter den geometrischen Figuren?

Schon seit geraumer Zeit machen mich solche Träumereien nurmehr mutlos statt mich aufzubauen. Utopische Hoffnungen, so sie sich auf einen objektiven Zustand der Zukunft beziehen, und nicht auf das eigene subjektive Dasein und Wohlergehen, nutzen sich ab, weil irgendwann der Hausverstand die Oberhand zurückgewinnt und uns klar macht, wie unendlich weit wir, objektiv betrachtet, von den Projektionen unserer Träume entfernt sind. Ich bin jetzt alt und verbraucht und kann absehen, dass meine Ideen zu den tonangebenden akademischen Zirkeln nicht durchdringen und sich daher gegen das geozentrische Standardmodell niemals durchsetzen werden...

Was, wenn unser Denken, unser ganzes Leben a priori keine Bedeutung hat? Wenn wir einfach nur sind, und irgendwann vergehen, wie alles, was als Materie auf dieser Erde existiert; wenn unser Dasein vordergründig und banal ist, ohne Geheimnis, und sich der Schöpfer der Welt nicht im mindesten für uns interessiert, nicht einmal dafür, ob wir seinen Schöpfungsprozess erkennen und würdigen - oder lediglich ein Leben lang immer nur unseren Trieben nachgeben.

BOLOGNA, 30. SEPTEMBER 1497 BEOBACHTUNGEN UNTER DEM STERNENHIMMEL.

In der zweiten Septemberhälfte riecht es selbst in Italien ein wenig nach Herbst. Die Sonne steht beträchtlich tiefer als im Sommer, und wenn es Abend wird, weht ein kühlerer Wind gelbe Blätter von den Pappeln. Von müden Eseln gezogen, rumpeln die Karren der Bauern über holprige Feldwege, vorbei an abgeernteten Feldern und lange vertrockneten Weiden, während sich hinten über dem Horizont finstere Wolken zusammenziehen. Nur die schlanken Zypressen lassen sich von alldem scheinbar nicht beeindrucken, sondern genießen den Zauber der tieferstehenden Sonne.

Als das Tageslicht dem Zwielicht des Halbdunkels weicht, bewege ich mich durch ein Ödfeld, welches jenseits des Reno auf einen Hügel zuführt. Zwischen Büscheln kümmerlichen Grases, die das Interesse von Schafen und Sensen nicht gefunden haben, stolpere ich über ängstliche Mäuse und trete fast auf eine Schlange, die wohl gern eine Maus

verspeist hätte. Mein Kopf ist voll vom Zirpen der Zikaden, und meine Nase genießt die letzten Aromen des Sommers.

Am oberen Rande des Ödfeldes - das übrigens zum Grundbesitz der Bologneser Stadtregierung gehört - steht ein hölzerner, baufälliger Schuppen, und mein Lehrer Novara hat die Erlaubnis erhalten, dort einige für das Beobachten des nächtlichen Sternenhimmels benötigte Instrumente einzustellen, damit sie nicht jedes Mal von der Universität hierhergeschleppt werden müssen. Gewöhnlich wird ein Student beauftragt, die Utensilien vor Anbruch der Dunkelheit aus dem Schuppen auf die Anhöhe zu tragen und die Justierungen so weit wie möglich vorzubereiten. Der Ort hat sich als optimal für das Beobachten der Sterne erwiesen: was von unten als Kuppe erscheint, ist in Wahrheit eine ebene Hochfläche, auf welcher sich Apparaturen großzügig verteilen lassen, ohne dass die Anzahl der Teilnehmer begrenzt werden muss.

Im Innern des Schuppens habe ich jedes Mal mit Spinnweben zu kämpfen und bin froh um jedes Lichtquäntchen, das durch die Ritzen auf die abgestellten Gegenstände fällt. Wenn alles erledigt ist, ruhe ich mich auf einem Baumstumpf am Rande der Kuppe aus und blicke von oben auf die liebliche italienische Landschaft. Hinter mir erstrecken sich die Ausläufer des Apennin, und vor mir liegen die abschüssige Brache, weiter unten der Fluss und dahinter die Stadt.

Der Reno mäandert in nordöstlicher Richtung durch Emiliens Fluren und mündet bei Ferrara in den Po. Ein Starenschwarm, der im flachen Wasser planscht, rettet sich erschreckt in eine Weide, als sich eine Fehe mit ihren Jungen dem Ufer nähert, und ein Enterich schwimmt schnell zur Mitte des Flusses, wo er sich von der Strömung davontreiben lässt. Nachdem die Federn geputzt und ausgeschüttelt sind, erhebt sich der Schwarm kraftvoll gen Himmel, um dort seine Pirouetten zu drehen. Wie die Tiere das wohl machen? Was sind das für Reflexe, die zu so komplizierten Formationen führen? Sehr elegant sieht das aus, wie ein einziger flüssiger Organismus, der von einer zentralen Stelle gesteuert wird, so dass niemand auf Abwege gerät oder verloren geht.

Wird nicht alles auf der Welt zentral von Gott gelenkt, durch Gesetze, die er der Natur auferlegt hat? Nur der Mensch scheint von diesem Prinzip ausgenommen, damit sich sein freier Wille entfalten und er für sein Tun verantwortlich gemacht werden kann. Wir Menschen sind immer neuen zufälligen Umständen ausgeliefert, wir werden in die absurdesten Situationen hineingeworfen, um uns in ihnen vor Gott zu beweisen. Unsere Welt ist eine Welt der Gelegenheiten und der Möglichkeiten, in denen wir immer neu auf die Probe gestellt werden.

-

Während ich auf Novara warte, scheint die Welt in einen anderen Aggregatzustand hinüberzugleiten, in welchem sie statt von der leuchtenden Sonne zuerst durch ein seltsames Zwielicht und dann von den Sternen und der diese umgebenden Dunkelheit beherrscht wird.

Ich lehne mich auf dem Baumstumpf zurück, um leichter nach oben blicken zu können. Als mir auch das zu unbequem wird, hole ich eine alte Decke aus dem Schuppen, die ich auf dem steinigen Boden ausbreite, um die Sterne bequem auf dem Rücken liegend betrachten zu können.

Manchmal beruhigt mich die einsame Dämmerung hier draußen; manchmal macht sie mich euphorisch, weil die Himmelssphäre von etwas Großem zeugt, größer als Erde und Sonne und alle Sterne zusammen, weil sie ein Alles umfasst und meinem ungestümen Geist ALLES verspricht ...

Manchmal aber macht sie mir Angst; manchmal versetzt mich das dunkle Firmament in eine solche Panik, dass ich aufspringen muss, stoßweise atmend und mit Händen und Füßen zappelnd, um mich meiner selbst, das heißt der Existenz meines Bewusstseins zu vergewissern, weil mich dieses Große ... nein nicht erdrückt oder erstickt, sondern mir klar macht, was für ein bedeutungsloses Nichts ich bin, ein Nichts, das sich jederzeit auflösen könnte in der beängstigenden Seelenlosigkeit des Kosmos.

Existiere ich überhaupt? Oder bin ich nur eines von Myriaden flüchtigen Traumgespinsten eines höheren Wesens? Warum ist nicht Nichts?

Warum sind diese speziellen Dinge jetzt dort da? Sind die Seelen der Menschen nur unbedeutende Wurmfortsätze ihrer materiellen Erscheinungsform, allein dazu gemacht, in der äußeren Welt der Zufälle und Opportunitäten möglichst gut zurechtzukommen? Sind wir ein System von Automaten, das sich - einem Vogelschwarm gleich - über eine gemeinsame Konstruktion, in diesem Fall nicht das Fliegen, sondern die Kommunikation der menschlichen Laute, zu einer Gemeinschaft verdichtet, die in der Lage ist, komplexe und scheinbar unlösbare Aufgaben durch kollektive Kraftanstrengungen grandios zu bewältigen?

Zu alldem kann ich nicht viel sagen. Normalerweise interessiere ich mich für das menschliche Zusammenleben und dessen Regelungskonstruktionen genau so wenig wie für Metaphysik und Glaubensfragen. Mich faszinieren die scheinbar tote Materie und ihre Gesetzmäßigkeiten mehr als die Menschen und deren soziale Interaktionen. Ich will gar nicht Teil eines Schwarmes sein, Rädchen in einem Getriebe oder die Ameise, die gemeinsam mit Millionen Anderen riesige Pyramiden errichtet. Nein. Sondern ich setze auf die Kraft meines einzelnen, persönlichen Ich, meines eigenen, einzigartigen individuellen Scharfsinns und Intellekts. Ich bin überzeugt, wirklicher Fortschritt geht immer nur von Einzelnen aus, und spüre instinktiv, dass unter allen Tugenden die uneingeschränkte Freiheit des Denkens für mich den höchsten Daseinswert besitzt.

Und Novara pflichtet mir bei. Nur wo es keine Denkverbote gibt, sagt er, kann der Humanismus gedeihen.

Widersprechen solche Gedanken nicht der christlichen Lehre? - Nein, sondern ich meine, dass es für unsere Ideen überhaupt keine Grenzen geben muss - außer denen, die von Gott selbst gezogen werden, indem er uns Menschen die Fähigkeit nimmt, gewisse metaphysische Einsichten über ihn und seine Schöpfung zu erlangen. Darüber lässt sich dann wenig sagen, und man soll davon schweigen. Wo aber Wahrheit erkennbar ist, darf auch über sie nachgedacht werden, denn es ist offenbar von Gott gewollt, ja sogar beabsichtigt, sie der Menschheit zu offenbaren.

Man muss die eigenen Gedanken zum Tanzen bringen, das ist mein Credo. Denkverbote verstellen den Weg zur Natur- und Gotteserkenntnis. Sie behindern den Fortschritt und die freie Entfaltung des menschlichen Geistes. Nach meiner Auffassung entspricht das neue, faszinierende, auf Zweifel und Kritik beruhende Vorgehen der Wissenschaften haargenau dem Willen Gottes. Ich zweifle, also bin ich, diese prägende Maxime unserer Zeit und die damit zuweilen einhergehenden Verwirrungen soll man offensiv nutzen, um zu neuen Erkenntnissen vorzudringen.

Natürlich bedarf es einer sozialen Gemeinschaft (der Forscher), um das System des Wissens weiter auszubauen, um Erkenntnisse zu konservieren, festzuschreiben und weiterzugeben. Dem Fortschritt sind soziale Gemeinschaften jedoch nicht per se förderlich. Wenn eine mächtige Gruppierung unter den Wissenschaftlern mit aller Macht an einem überkommenen System festhält, müssen am Ende selbst die lautesten Rufer in der Wüste verzweifeln. Die Übermacht des Bestehenden, das heißt der bestehenden Überzeugungen, wird durch die Eigenheit der Menschen gefördert, jeder Veränderung erst einmal skeptisch gegenüber zu stehen.

Doch man muss vorsichtig sein. Offen ausgesprochen, bringen einen solche Meinungen leicht in Konflikt mit den Autoritäten, und das kann übel ausgehen. Schlussendlich ändert sich gar nichts, einfach weil man, wie Mama zu sagen pflegte, gegen einen Haufen Mist nicht anstinken kann.

Ich lenke meine Gedanken auf das Hier und Jetzt und den Himmel der Sterne direkt über mir. Ihre unregelmäßige, STATISTISCHE Anordnung und die Helligkeitsunterschiede zwischen ihnen deuten auf eine eher erratische Beschaffenheit des gesamten Ensembles. Diese liegt momentan genauso im Dunkeln wie die tieferen Gründe für die anderen, die SYMMETRISCHEN oder PERIODISCHEN Naturphänomene und letztlich für alles, was auf der Welt existiert.

Wenn die Sterne so weit entfernt sind, dass sich kein Durchmesser erkennen lässt, muss es in ihrer unmittelbaren Nähe unglaublich hell und heiß sein. Da sie mit unterschiedlicher Intensität strahlen, könnte

man spekulieren, dass sie gar nicht alle auf ein und derselben Sphäre liegen...

Eine erste Gruppe von Teilnehmern nähert sich schwatzend der Kuppe. Schnell erhebe ich mich von der Decke, um die Ankömmlinge, unter denen sich mehrere Professoren und andere Honoratioren, aber auch ganz normaler Bürger und Handwerker befinden, ehrerbietig zu begrüßen. Einige schnaufen und ringen nach Luft, weil sie ein gewisses Alter erreicht haben oder es nicht gewohnt sind, größere Steigungen zu überwinden. Andere wirken entspannt und gut gelaunt und nähern sich ohne Berührungsängste unseren Beobachtungsinstrumenten.

Nach und nach versammeln sich alle Teilnehmer unter dem Lichtschein mehrerer Fackeln, und in einigem Abstand machen sich ein paar Experten machen sich daran, die Geräte richtig einzustellen. Ich selbst habe mich zu einigen Studenten niederer Semester gesellt, die ich in die Himmelsmechanik einweisen werde, sobald die Honoratioren von Novara instruiert worden sind.

Die Beobachtung eines einzelnen Himmelskörpers mag sich für viele Laien langweilig und prosaisch ausnehmen. Die Tatsache, dass jede Erscheinung in einen universellen, ewig gültigen kosmischen Gesamtzusammenhang eingebettet ist, und in eine bislang unverstandene Dynamik, sollte aber selbst den größten Ignoranten nicht kalt lassen. Uns Wissenschaftler spornt sie an, das Jahrtausende alte Rätsel der kosmischen Existenz endlich aufzulösen. Außerdem gibt es zwischendurch immer wieder etwas besonders Inspirierendes zu sehen. Im Frühjahr konnten wir den Mond beobachten, wie er sich vor Aldebaran geschoben hat. Aldebaran ist einer der hellsten Fixsterne am Himmel, und sein Verschwinden hinter der Mondscheibe war ein wahrhaft hervorstechendes Ereignis, zumal es nur alle paar hundert Jahre einmal auftritt. Aus dem Zeitpunkt seines Verschwindens kann man im Prinzip Rückschlüsse ziehen auf die Qualität der vorhandenen astronomischen Tafeln sowie der mathematischen Modelle, die die Bewegung des Mondes beschreiben.

Es gibt wohl niemanden, der mit den Geschehnissen am Himmel besser vertraut ist als Novara. An Tagen wie diesen, wenn sich eine Reihe

von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens hier mit ihm verabreden, um die Sterne ins Visier zu nehmen, läuft mein Lehrer zur Hochform auf. Zuerst lässt er die Fackeln löschen und gibt dann sorgfältig einstudierte Erklärungen ab, wobei er das Augenmerk seiner Gäste auf besonders markante und aufschlussreiche Erscheinungen am Nachthimmel lenkt. Dabei benimmt er sich wie ein Stadtführer, der die Touristen der Reihe nach durch alle Viertel seiner geliebten Heimatstadt führt und nicht müde wird, die welthistorische Bedeutung ihrer Sehenswürdigkeiten zu preisen.

Manchmal, wenn wir hier oben allein sind, erhalte ich von Novara wertvolle astronomische Tipps und Hintergrundinformationen - über Mondaufgangszeiten, Wandelsternbewegungen und Fixsternkonstellationen. Darunter sind auch Bemerkungen, die er vor wichtigen Leuten nie aussprechen würde, wie etwa seine Meinung, dass der Zeitpunkt der Aldebaranbedeckung nicht exakt genug mit den vorhandenen Sterntafeln übereinstimmt, die ja eigentlich behaupten, dass sie den Lauf der Gestirne in alle Zukunft vorhersagen können. Ich bin mit meinen Studien allerdings noch nicht so weit, Novaras Ausführungen zu diesem Thema genau verstehen und nachprüfen zu können, geschweige dass ich eine Erklärung für die Unstimmigkeiten habe.

Eine Erklärung hat Novara auch nicht; ersatzweise versucht er, die aufgetretenen Diskrepanzen so genau wie möglich zu quantifizieren. Von den Epizykeln, die gewöhnlich zur Erklärung der Abweichungen herangezogen werden, ist er überhaupt nicht begeistert.

Ich habe mir vorgenommen, die trigonometrischen Gesetze schon bald ebenso gut zu verstehen wie er, um selbst beurteilen zu können, an welchen Stellen das ptolemäische System mit den Beobachtungen im Widerspruch steht. Für ein paar hundert Jahre, meint mein Lehrer, könnten die Tafeln den Lauf der Gestirne im Voraus vorhersagen, doch bei genauer Betrachtung stelle man im Vergleich zu Ptolemäus' Zeiten erhebliche Unstimmigkeiten fest.

Nachdem Novara mit ihnen fertig ist, begeben sich die Honoratioren zur Seite. Einige blicken - noch immer ergriffen - zum Himmel hinauf, die meisten aber stecken die Köpfe zusammen und unterhalten sich mit gedämpfter Stimme, keineswegs über wissenschaftliche Fragen, sondern ihre Gespräche drehen sich um Kunstausstellungen oder Theateraufführungen, um Geld- oder Handelsgeschäfte, den neuesten Klatsch, oder es geht um politische Themen. Man merkt, sie haben die Astronomie schon wieder ad acta gelegt und sich vom Himmelsgewölbe in ihre eigene kleine Welt verabschiedet.

Sollen sie nur. Mir kann das egal sein. Als Ausländer werde ich mich in die hiesige Politik bestimmt nicht einmischen, allein weil ich weiß, wie schnell man sich dabei unbeliebt machen kann. Von Hause aus bin ich ein durchaus politischer Mensch und mit dem Onkel manches Mal aneinandergeraten. Hier hingegen fühle ich mich hilflos bei all den Intrigengeschichten der Italiener, wo man Gut und Böse kaum auseinanderhalten kann. Was soll man beispielsweise von dem Attentat auf Giuliano de Medici halten, das zwar schon geraume Zeit zurückliegt, dessen Auswirkungen aber selbst hier in Bologna noch zu spüren sind, wo Stadtregierung und Kaufmannschaft der Kurie nicht über den Weg trauen. Viele interpretieren den Mord als von Teilen der Kirche gesteuertes Verbrechen, den man ihr nicht hätte durchgehen lassen dürfen; die Kirchentreuen deuten ihn hingegen als gerechtfertigten Widerstand gegen allzu selbstherrliche bürgerliche Kräfte.

Inzwischen versuchen die Medici, Mitglieder ihres Clans in kirchliche Schaltstellen einzuschleusen, damit sich Ereignisse wie 1478 nicht wiederholen. Einen ewigen Kleinkrieg mit dem Klerus kann sich selbst die wohlhabendste Familiendynastie auf Dauer nicht leisten.

Glücklicherweise ist Bologna von bewaffneten Auseinandersetzungen bisher verschont geblieben, obwohl der Heilige Vater schon verschiedentlich Drohungen gegen die Stadt ausgesprochen hat, wegen ihrer Unabhängigkeit und ihres angeblich hochmütigen Gebarens. Als künftiger Kirchenmann müsste ich mich eigentlich auf die Seite des Papstes stellen, bringe aber auch Verständnis für die schimpfenden Bürger auf, die sich fragen, was die Bentivoglio der Kirche getan haben, um in deren Schusslinie zu geraten. Nach allem, was ich weiß, ist die fünfzigjährige Herrschaft jener Familie ein großer Segen für Bologna. Angesehene Architekten und Maler haben dem Ort unter ihrer Ägide das Ge-

sicht einer typischen italienischen Renaissancestadt verliehen. La Dotta ist aufgeblüht wie nie zuvor, viele Einwohner leben in Wohlstand und genießen materielle und, wie man heute Abend sieht, kulturelle Annehmlichkeiten. Ja, auch ich fühle mich in Bologna wohl und freue mich auf mindestens zwei weitere Jahre in diesem bemerkenswerten Gemeinwesen.

ROM, IM MÄRZ 1500

IM KRANKENBETT: RAUSCH DER ERLEUCHTUNG.

Wenn ich die Augen öffne, blicke ich auf die tragenden Balken unter der weiß getünchten Decke meiner Klosterzelle. Stumpfsinnig folge ich den Maserungen des Holzes, wie sie sich in den dunklen Ecken der Kammer verlieren. Als ich letzte Woche so hohes Fieber hatte, sind mir bei Dämmerlicht aus diesen Mustern fauchende Ungeheuer mit säbelartigen Zähnen entgegengesprungen, und ich stand kurz davor, mich meinem nahenden Ende zu ergeben.

Links an der Wand hängt eine Ikone mit fein abgestimmten purpurnen, jagdgrünen und azurblauen Farbschattierungen, und am Boden unter dem Bild liegt Blattgold, das sich vom Rahmen gelöst hat. Wie konnte ich nur krank werden, so kurz vor wichtigen Vorträgen! So kurz, nachdem ich den Boden der ewigen Stadt zum ersten Mal betreten hatte.

Schon wieder pinkeln. Alsdann. Immerhin hat man mir einen Behälter neben das Bett gestellt, so dass ich nachts nicht zum Abtritt muss. Sehr rücksichtsvoll, und der Malaise meiner Blase durchaus angemessen.

Auch tagsüber nehme ich gern die Gelegenheit wahr, mich ohne große Umstände zu erleichtern. So. Und den Behälter kann ich verschließen, damit sich üble Gerüche in der Zelle nicht ausbreiten.

Die Hauptstadt der Welt: wie stark und selbstbewusst bin ich hereinmarschiert, voller Zuversicht, wichtige Leute kennenzulernen, Vorlesungen bedeutender Fundamentaltheologen anzuhören und auch ein oder zwei eigene Seminare abzuhalten. Jetzt liege ich wochenlang ermattet im Krankenbett - wenn auch inzwischen mit der Aussicht auf Genesung und der Hoffnung, ein paar meiner Termine doch noch wahrnehmen zu können.

Nachdem es mir etwas besser geht, bin ich ganz kribbelig, meine Füße vor die Tore des Klosters zu setzen, um mir die römische Frühjahrssonne auf die Nase scheinen zu lassen und nebenbei die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt kennenzulernen, allen voran die Sixtinische Kapelle, zu deren Gestaltung vor Jahren die besten Künstler nach Rom geholt worden sind: Buonarroti, Botticelli, Ghirlandaio, Perugino, und wie sie alle heißen.

Aufgrund seines Glanzes und seiner Geschichte erfreut sich Rom bei Gläubigen und kunstinteressierten Besuchern extremer Beliebtheit. Entsprechend gesalzen sind die römischen Preise und besonders die Mieten. Als künftiger Mann der Kirche habe ich in einer Benediktinerabtei jedoch preisgünstig Unterkunft gefunden. Ich bin sogar so glücklich, meine enge Zelle mit niemandem teilen zu müssen. Als ich krank wurde und gezwungen war, das Bett zu hüten, hat man mich sofort aus dem Schlafsaal hierher verlegt. Während ich in einer privaten Herberge vermutlich meinem Schicksal überlassen worden wäre, gibt es hinter römischen Klostermauern ein ausgeklügeltes System von Dienstleistungen für Kranke, einschließlich speziell ausgebildeter Ordensschwestern, die sich um die Patienten kümmern.

Meine Krankenschwester heißt Giovanna und ist eine kräftige Dame, die mich mit großem Schwung und immer neuen Ideen gesund gepflegt hat. Trotzdem, und obwohl mir die Reserven der Jugend zur Verfügung stehen, ist die Krankheit ziemlich kritisch verlaufen. Viel hat nicht gefehlt, und ich wäre an dem hohen Fieber zugrunde gegangen,

sowie an der damit einher gehenden Schwäche, die meine Lebenskraft aufzehrte und meinen Geist viele Tage lang gefangen hielt. Ich hatte die Kontrolle über meinen Körper völlig verloren. Nur eine Hülle war von mir übriggeblieben, aus welcher nach und nach alle Energie entwichen ist. Stellenweise kam es mir vor, als habe sich die Krankheit meines Bewusstseins bemächtigt und sei dabei, mein Gehirn aufzufressen. Immer höher stiegen die faulen Wasser, in denen meine Seele langsam ertrank.

Alles schien mir in jener Phase zum Nachteil zu gereichen, sogar die Strahlen einer im südlichen Italien nicht zu verachtenden Spätwintersonne, die nachmittags durch die Fensteröffnungen in mein Zimmer fielen, behinderten Giovanna zufolge meine Genesung, so dass man mich mit einem dunklen Tuch vor ihnen schützen musste.

Auf dem Höhepunkt der Krankheit gaben meine Gastgeber die Hoffnung auf, mich noch lange am Leben zu halten. Selbst die Schwester kam nurmehr zweimal am Tag, um nach mir zu sehen und mich mit dem Nötigsten zu versorgen, weil sie sich um hoffnungsvollere Patienten in dem benachbarten Damenstift zu kümmern hatte.

Eines Abends, mir ging es immer schlechter, brachte sie mir ein besonderes Medikament zum Einnehmen, einen Sud, den ihre Oberin exklusiv für schwerwiegende Erkrankungen besonders wichtiger Persönlichkeiten bereithält. Voller Stolz präsentierte Giovanna mir den Wirkstoff. Zugleich warnte sie mich, zuviel davon einzunehmen, da er ein Gift enthalte, das manchen Kranken nicht gut bekomme.

Der Sud befand sich in einer jener bauchigen Kannen, die speziell für solche Medikamente gemacht sind. Zusammen mit etwas Brot und Suppe stand diese auf einem Tablett, das Clarissa energisch auf dem Schreibtisch in meiner Zelle abstellte. - Um wieviel lieber hätte ich dort meine Vorträge vorbereitet! Stattdessen quoll der Tisch über von Fiebertüchern, Tropfen, Salben, Pasten und Pastillen sowie allerlei medizinischen Gerätschaften und zwei großen Zitronen, von denen die Schwester meinte, ich solle sie nach und nach lutschen. Irgendwo dazwischen musste auch mein Rasiermesser liegen, welches seit Tagen keinen Bart mehr gesehen hatte.

Mit glasigen Augen beobachtete ich die eingeschliffenen Bewegungen der Ordensschwester, als sie den Sud aus der Kanne in ein kleines Schälchen portionierte.

-Hier, sagte sie, indem sie mir das Schälchen unter die Nase hielt.

Der scharfe Geruch ließ mich aufstöhnen. Wäre ich nicht so krank gewesen, hätte ich genau zu erfahren verlangt, aus welchen Grundstoffen sich die angeblich so exklusive Arznei denn zusammensetze. Richtig ausgeführt, ist die Heilkunst eine naturwissenschaftliche Disziplin, und ich interessiere mich schon länger für ihre Finessen.

Verschiedene Kräuter wie Thymiankraut und Primelwurzel seien da zusammengekocht, erklärte die kundige Schwester, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Der Hauptwirkstoff aber sei ein seltener Pilz, welcher im Herbst auf den feuchten, salzigen Böden der nettunischen Wälder gedeihe und für seine belebende und Kraft spendende Wirkung bekannt sei. - Doch Vorsicht. In hohen Dosen gelte er als giftig, zuweilen gar tödlich, und führe nicht selten zu schädlichen, dem menschlichen Geist abträglichen Halluzinationen.

Halluzinationen habe ich bereits jetzt, wollte ich einwenden, fühlte mich aber zu schwach, ihr zu antworten.

Manche Theologen brächten den Saft sogar mit Hexerei in Verbindung, setzte Giovanna hinzu. Dies sei jedoch keine anerkannte Lehrmeinung, sondern im Gegenteil schwöre selbst der Pontifex auf den Wirkstoff und habe ihn im letzten Jahr seinem schwer erkrankten Neffen verabreichen lassen. Aus kirchlicher Sicht dürfe der Sud daher ohne Bedenken genossen werden.

Ich nahm das Schälchen wie mir geheißen, führte es mühsam an den Mund und kippte die Arznei in einem Zug in meinen Schlund, wobei ich darauf achtete, nichts daneben zu schütten. Danach gab es die übrigen Medikamente - und etwas Suppe mit Brotkrumen versetzt, damit ich mir an dem vielen scharfen Zeug nicht den Magen verderbe. Auch wenn der Appetit gelitten habe, sagte die Schwester, sei darauf zu achten, den Sud keinesfalls nüchtern zu genießen. Weitere Rationen wolle sie mir später zurechtmachen.

Jeden Tag zwei Portionen, und ich werde alsbald genesen, fügte sie optimistisch hinzu; sie habe dies sogar in völlig aussichtslosen Fällen mehrfach selbst beobachten können.

Mein eigener Optimismus hielt sich in Grenzen. Wahrscheinlich machte Giovanna mir etwas vor. Ich hätte sie gern gefragt, wie es dem Neffen des Papstes ergangen war, hatte aber weder Kraft noch Lust, eine längere Diskussion vom Zaun zu brechen. Als medizinisch interessierter Laie stehe ich obskuren Giften und betäubenden oder berauschenden Pflanzenextrakten normalerweise kritisch gegenüber. Nach meinen Beobachtungen sind viele der überlieferten und von Quacksalbern angepriesenen Maßnahmen wirkungslos bis schädlich, und manche raffen einen geschwächten Kranken sogar binnen kurzem dahin. Selbst wenn sie einen nicht umbringen, halten Tinkturen und Aderlässe selten, was sie versprechen. Junge Menschen sollten hauptsächlich auf ihren Körper vertrauen, der in der Lage sein muss, mit Angriffen auf seine Gesundheit von allein fertig zu werden.

Allerdings befinde ich mich in Italien, dem Land der Wiedergeburt des Wissens, und so mag es sein, dass sie auch in der Medizin weiter sind als wir im Norden Europas. Außerdem ging es mir in jenem Moment dermaßen schlecht, dass ich meine hehren Prinzipien sowieso über Bord geworfen und alles geschluckt hätte, was man mir hinstellte, wenn es bloß Hoffnung auf Linderung und Heilung versprach.

Nur besonders geschätzte Kranke würden mit dieser Medizin versorgt, sagte die Schwester, die wohl mehr Enthusiasmus erwartet hatte. Da ich, obzwar nur Student, als offizieller Gast des Heiligen Stuhls gelte, habe man höheren Ortes verfügt, mir eine Wochenration von dem begehrten und teuren Elixier zur Verfügung zu stellen.

Ich versuchte zu lächeln, brachte aber nur eine Grimasse zustande. So schätzenswert die italienische Gastfreundschaft auch ist, im Moment wäre es mir lieber gewesen, man hätte mich einfach in Ruhe gelassen.

Als Giovanna sich endlich entfernte, ließ ich mich in meine Kissen zurücksinken und wartete ergeben auf die Wirkung der Essenzen.

Ich musste nicht lange warten. Kaum waren zehn Minuten vergangen, da fühlte ich mich mit einem Schlag hellwach und munter. Von Sekunde zu Sekunde ging es mir besser. Es war, als hätte ich meine Krankheit abgelegt wie einen alten, löchrigen Fellmantel und als sei mir darunter ein neuer, wunderbar weicher und glänzender Pelz gewachsen. Mein geschundener Körper, von Husten gepeinigt und noch zittrig von Schüttelfrösten, beruhigte sich in einen angenehm gelassenen Zustand; mein Geist war klar wie lange nicht mehr. Offenkundig hatte ich das Stadium der Rekonvaleszenz, welches man für gewöhnlich bis zur Genesung durchläuft, kurzerhand übersprungen. Ich lag entspannt in meinem Bett und konnte es kaum fassen. Ich genoss einen schwebenden Zustand wenn nicht des Glücks, so der Zufriedenheit darüber, mich endlich wieder wonnig wohl und gesund zu fühlen. Die Gedanken wanderten hierhin und dahin und kamen dann aus angenehm seichten Gewässern wie von selbst auf mein Lieblingsthema...

Mit einem Mal geschah etwas Unglaubliches. Vor meinem inneren Auge entstand aus dem Nichts eine perfekte Vision, ein plastisches Gebilde, das mir den Atem raubte. Ich nahm die faszinierende Hypothese des Heliozentrismus, die ich schon lange verfolge, bisher jedoch nur in Bruchstücken entwickelt habe, und die ich während meines Siechtums völlig aus den Augen verloren hatte, aus einer ganz neuen, geschlossenen Perspektive wahr: ich blickte von oben auf ein ebenes System konzentrischer Kreise, auf denen sich kleine Kügelchen um die Sonne drehten. Eines davon repräsentierte unsere Erde.

In meiner Vorstellung war es mir möglich, in dieses Gebilde einzutauchen, um die Eigenschaften und die Bahn jedes einzelnen Himmelskörpers nach Belieben zu analysieren. Fest im Zentrum stand die Sonne, die größte der Kugeln, deren helles Leuchtfeuer allen Anderen Licht und Wärme spendete, wobei die Planeten auf den inneren Kreisen an ihrer Hitze fast verbrannten und die Äußeren nur gerade mit so viel Wärme versorgt wurden, dass sie nicht völlig in Dunkelheit und eisiger Kälte erstarrten.

Dieses Bild musste lange schon in mir geschlummert haben, denn es kam mir merkwürdig vertraut vor. Offenkundig war es durch die psychedelische Wirkung der Pilzessenz aus den Tiefen meiner Seele an die Oberfläche des Bewusstseins gespült worden. Es fühlte sich an, als würde ich eine Reise in ein unbekanntes Land unternehmen und mich in seinem Koordinatensystem aber bereits bestens auskennen.

Leider wurden die schönen und mehr als befriedigenden Träumereien schon bald unterbrochen. Nach einer halben Stunde ließ die Wirkung des Medikamentes abrupt und vollständig nach, so dass ich erschöpfter darniederlag als zuvor. In kürzester Zeit wurde ich von dem Zustand körperlichen Wohlseins und geistigen Frohgemutes wieder auf den des siechen Dahinvegetierens zurückkatapultiert.

So schlecht es mir ging, zwei Gedanken hatten sich in meinem Kopf festgesetzt: dass erstens mein Körper und Geist mit Hilfe jenes Medikamentes - zumindest zeitweilig - in eine gesunde, behagliche und sogar leistungsfähige Verfassung überführt werden konnten, die mir zu Antworten auf Fragen verhalf, die ich unter normalen Bedingungen zu lösen bisher nicht in der Lage gewesen, und dass mir zweitens dieser mehr als kräftigende Trank ermöglichen konnte, meine ursprünglichen Reisepläne doch noch zu verwirklichen.

Ich bin in einem Alter Mitte 20, wo man auch den schlimmsten Unbillen des Lebens ungeduldig gegenübersteht und einen Vortragstermin vor vatikanischen Gelehrten um keinen Preis verfallen lassen möchte. Hatte es schon in Bologna nicht geklappt mit einer akademischen Anstellung, so wollte ich in Rom die Gelegenheit nutzen, vor hohen und einflussreichen Würdenträgern mit einem guten Eindruck zu punkten. Ein utopischer Wunschtraum, solange ich körperlich schlecht beisammen war, doch eine durchaus realistische Erwartung, falls mich eine hochwirksame Droge wieder auf die Beine brachte. Mit einem Wort: ich musste so schnell wie möglich ausprobieren, was sich mit dem Zeug erreichen ließ. Darum entschied ich mich trotz einiger Bedenken, den Sud aufs Neue zu probieren und schenkte mir nach dem Motto 'viel hilft viel' unter Aufbietung aller Kräfte eine ganze Tasse von der braunen Pampe ein. Vielleicht würde sie mir ja auch weitere Einsichten bezüglich der himmlischen Kreise bescheren.

-Oje, das hätte ich nicht tun dürfen, dachte ich eine Viertelstunde später mit einem gewissen Humor.

Dieser sollte mir bald vergehen. Statt wie beim ersten Mal Geist und Gedanken zu klären und meinen Körper vorübergehend von der Krankheit zu reinigen, löste die Arznei in meinem Kopf seltsame und äußerst beunruhigende Geistesprozesse aus. Meine Fieberhalluzinationen kehrten zurück - wenn auch ohne Fieber. Ich begann mich zu fürchten - ohne genau zu wissen wovor. Es war eine Angst vor der Angst, die immer weiter um sich griff, alle Teile meiner Seele erfasste und zu guter Letzt jegliches Tun und jede Bewegung aus reiner Furchtsamkeit zum Halten brachte; Furcht vor einer Welt, die mich mit Krankheit und Ängsten allein ließ...

Mein Hirn war von einem Ziehen erfüllt, das mich rasend machte. Unter der Schädeldecke regierte ein Schmerz, wie ich ihn nie zuvor erfahren hatte. Kein Kopfschmerz im üblichen Sinne, keine organischphysische Befindlichkeit, sondern meine Seele selber schmerzte, ähnlich wie nach einem schweren Schicksalsschlag oder besser gesagt, wie in panischer Vorahnung einer unbekannten schrecklichen Katastrophe.

Die 'Schmerzen' wurden immer stärker. Sie zwangen mich, der Schwäche zum Trotz aus dem Bett zu steigen, um wie ein waidwundes Tier auf allen Vieren im Zimmer umherzukriechen und dabei leise, verzweifelte Laute auszustoßen. Dass ich mir mehrfach die Schulter schmerzhaft am Tischbein stieß, passte zu meiner erbärmlichen Lage.

Langsam senkte sich Finsternis über die Welt, während ich noch immer wie ein betrunkener Hund kreuz und quer auf dem Boden herumtorkelte, bis mir schließlich nach einiger Zeit die Muskeln versagten. Ich lag auf dem Bauch, unter mir die kühlenden Fliesen meiner Zelle, und konnte nicht mehr. Lange lag ich so da, bis es mir mit einiger Mühe gelang, mich an der Wand halb aufzurichten und in etwa unter der Ikone zum Sitzen zu kommen.

Im Zimmer herrschte Dunkelheit, eine wallende, schwankende Düsternis, die seltsam verengt war und rötlich beleuchtet. Über mein Sehfeld hasteten bedrohliche Schatten, deren Silhouetten mir bekannt

vorkamen, ohne dass ich hätte sagen können, um wen es sich handelte. Es waren eigentlich nur Köpfe, die vorüberzogen, große Köpfe, die vorn links auftauchten und grußlos nach rechts hinten verschwanden. In einem der Schatten meinte ich einen Kommilitonen, in einem anderen den Bologneser Dekan zu erkennen, der meine Lehrbefugnis hintertrieben hat.

Ein klaustrophobischer Zustand der Angst, die Mauern der Welt könnten über mir zusammenstürzen - so würde ich diese Erfahrung beschreiben.

Glücklicherweise hielt der Terror nicht allzu lange an. Weil mir die Kräfte fehlten, ihm standzuhalten, ergab sich mein Selbst einer befreienden Ohnmacht.

Den Rest der Nacht verbrachte ich auf dem Boden unter der Ikone. Als der Schmerz meiner Seele langsam verebbte, blieb ich besinnungslos dort sitzen, gelähmt von einer Chemie, die stärker war als der von der Krankheit gezeichnete Geist.

Irgendwann erwachte ich aus der Starre. Mein erster Gedanke: es war ein Fehler, fast die ganze Kanne auf einmal zu saufen.

Danach passierte Erstaunliches. Die Klarheit des Denkens kehrte zurück. Indem ich die akute Phase der Überdosierung hinter mir ließ, erstand aufs Neue jenes Bild vom Kosmos, das mich bereits Stunden zuvor so fasziniert hatte. Diesmal war ich in der Lage, es länger festzuhalten. Ich sah den Wandelsternen zu, wie sie als kleine runde Kugeln um die Sonne kreisten. Ich sah die Erde, wie sie sich im Laufe eines Jahres langsam um das helle Zentrum der Welt und im Laufe eines Tages um sich selber dreht, und mir wurde klar, die beiden Rotationsebenen müssen nicht identisch sein...

In dieser Nacht, in der ich kein Auge mehr zutat, öffnete sich ein breites Tor der Erkenntnis. Ich zog Verbindungslinien, wo vorher Nebel und Verwirrung geherrscht hatten. Während mein Geist langsamer arbeitete als sonst, aber auch sorgfältiger vorging, während ich stundenlang bewegungslos da saß, erhielt ich Antworten auf Fragen, die mich seit Jahren umtrieben und auch auf solche, die mir zuvor nie ge-

kommen waren. So viele Einsichten gewann ich in dieser schlaflosen Nacht, dass ich sie mir nicht alle merken konnte.

Gleichzeitig blieb Vieles offen: Woher nimmt die Sonne ihre unermüdliche Kraft? Ist sie ein Perpetuum mobile aus Gottes Hand, oder finden in ihrem Inneren ununterbrochen Verbrennungsprozesse statt, die zwar unentwegt verschwenderisch Licht und Wärme zur Verfügung stellen, sie eines Tages aber ausgebrannt zurücklassen werden? Was ist überhaupt die besondere Natur ihrer Strahlen, die dem Menschen erlauben, etwas zu sehen? Was zwingt die Wandelsterne auf ihre Bahn um die Sonne? Sind es Wirkungen, die von außerhalb kommen, von der Sphäre der Fixsterne, oder ist es die Sonne selbst, die unsichtbare Arme besitzt, mit denen sie die Planeten gefangen hält?

Künftige Generationen werden darauf Antworten finden; da bin ich mir sicher. Ich glaube an mein Modell. Eines fernen Tages wird dieses Bild, welches nun unverhüllt vor mir liegt, die allgemein anerkannte Grundlage für das Verständnis des gesamten Kosmos sein. Meine Theorie wird auf alle Zeit den Begriff prägen, den sich die Menschen vom Universum machen. Es offeriert dem wissbegierigen Verstand ein konsistentes Weltbild, und ein Fundament, auf dem er weiter voranschreiten und in das er künftige Erkenntnisse einbetten kann.

Als die Wirkung des Medikamentes nachließ, wäre ich fast gestorben. Die Schwester fand mich am Morgen halbtot, schweißdurchnässt und gekrümmt daliegend unter der Ikone. Sie musste zwei Mönche bitten, mich aufzurichten und auf das Bett zu hieven. Nachdem der Sud scheinbar mehr geschadet als genutzt hatte, war man nahe daran, mich endgültig aufzugeben.

Doch der Frühling kommt in Rom viel früher als bei uns. Bereits im Februar ist es hier angenehm warm, und nachdem die Auswirkungen der Überdosis abgeklungen waren, begann ich überraschenderweise zu genesen. Um Fastnacht herum hatte die Krankheit den Klimax erreicht. Danach kam ich langsam wieder zu Kräften. Ich konnte es kaum glauben, als mir eines Morgens bewusst wurde, dass ich mindestens zwei Tage kein Fieber gehabt hatte.

Vor dem Geist merkt es der Körper, dass es ihm besser geht, und so verwandelte sich die quälende Schwäche langsam in eine angenehme Schlaffheit der Glieder, aus welcher heraus ich meine Umgebung inzwischen wieder mit größerer Anteilnahme betrachte. Ich habe das Fenster geöffnet, denn ich nehme die wärmenden Strahlen der Sonne als heilend und entspannend wahr, und bin in der Lage, mit dem Arzt zu erörtern, an welcher Krankheit ich eigentlich gelitten habe und welche Rolle der Pilz bei der Heilung gespielt hat.

Den ganzen Tag dringen wundersame Laute von außen in meine Zelle: das indignierte Tschilpen herumflatternder Spatzen, wenn sie einer Katze entkommen, mischt sich mit dem Rumpeln von Fuhrwerken auf der Gasse vor dem Kloster und dem gelegentlichen Quietschen einer überdehnten Türangel. Wenn ich mich aufrichte, erblicke ich durch das Fenster die marmorierten Mauern einer Kapelle, die tonfarbenen Vordächer mehrerer Patrizierhäuser, auf denen sich gurrende Holztauben zu Liebespaaren zusammengefunden haben, und seitlich die schaukelnden Wipfel einiger großer, in Reih und Glied stehender Platanen, samt ihrer im Sonnenlicht gleißenden Blätter. Ich sehe Mauersegler an fensterlosen Fassaden steil emporschießen in hellblau lockenden Himmel. Am meisten irritiert mich das laute Anschlagen eines mir unbekannten Vogels. Sind es gute Nachrichten, die er mir mitzuteilen hat? Dann werde ich sein Rufen auf immer mit diesem römischen Frühling assoziieren.

Nach wie vor verbringe ich viele Stunden des Tages im Bett. Zwar warte ich jeden Abend ungeduldig, am nächsten Morgen aufstehen und mich nach draußen begeben zu können, doch bin ich bisher nicht in der Verfassung, mich länger als zehn Minuten am Stück auf den Beinen zu halten.

Ich nutze die Zeit der erzwungenen Untätigkeit, den Geist zu stabilisieren und mein Weltmodell gegen mögliche Angriffe zu wappnen. Bevor ich es schriftlich niederlege, will es in allen Details kritisch überdacht und, wo nötig, in Frage gestellt sein. In jenem Zimmer, wo ich mich langsam vom Fieber erhole, an all den Tagen, an denen ich ins Leben zurückfinde, ist mir das Glück beschieden, jenes harmonische Bild des

Kosmos in aller Ruhe mit inneren Augen betrachten zu können, das Muster zu analysieren, dessen Prinzip ich auf der Stadtmauer erahnte und über dessen vollständige Struktur ich mir im Krankenbett klar geworden bin.

Diesmal stört kein liebliches Mädchengesicht meine Betrachtungen, kein Fieberschub unterbricht die Versenkung. Alles gehört auf organische Weise zur Ganzheit der Welt, alles hat an ihrer Nachvollziehung teil: die farbenfrohe Ikone, das weit entfernte Rufen von Wäscherinnen unten am Fluss, das beruhigende Piepsen der Meisen über dem Fenster und sogar das wohlgeformte Rund des metallenen Beckens, an dem ich mich jetzt wieder selbständig zu waschen pflege. Die sich entfaltenden Erkenntnisse scheinen den ganzen sonnigen Zauber des Zimmers in sich aufzunehmen und auf einer höheren wissenschaftlichen und sogar ästhetischen Ebene zurückzuspiegeln. Wahrlich, dies ist mehr als eine verworrene, juvenile Vorahnung, und köstlicher; es ist die aufgeblühte Schöpfungsmacht eines erwachsenen, kenntnisreichen Mannes, der sich lange mit dem Thema beschäftigt hat, ist Summe von Eingebungen, die langsam zu eigenem Sein heranreifen - immer noch unvollständig, gewiss, doch mit einem erstaunlichen Reichtum an Einzelheiten und Potenzial für die Zukunft.

Während ich die Konsequenzen des neuen Systems analysiere, fühle ich mich Gott ganz nah; fühle nach, wie ER jene so harmonische Struktur erschaffen hat, aus kleinen, prosaischen und mitunter unpassend erscheinenden Bruchstücken der amorphen Natur, und wie ER diese Teile im Großen zusammengefügt hat, zu jenem ewig kreisenden, das Nichts des Kosmos ausfüllenden, grandiosen Gebilde, das mir von nun an für immer vor Augen sein wird. Ich fühle mich wie der Kurator einer Ausstellung, welcher soeben die Schutzdecke des prominentesten Ausstellungsstückes abgezogen hat, um das titanische Werk der staunenden Öffentlichkeit zu präsentieren und auf diese Weise die unendliche Größe seines Schöpfers zu preisen. Eines Werkes, in welchem weder die Erde noch wir Menschen eine tragende Rolle spielen, sondern die Sonne den ersten Rang einnimmt, die mit ihrer Wärme und gewaltigen Strahlungskraft alle anderen Himmelskörper am Leben erhält. In manchen fernöstlichen Gottesvorstellungen wird sie darum

selbst zu einer Gottheit erhoben. So weit will ich nicht gehen. Der christliche Gott ist ein unsichtbarer Geist, der das Ganze des Kosmos samt aller Teile in seinen allmächtigen Händen hält und es jederzeit, im Großen wie im Kleinen, nach eigenem Gusto umgestalten kann. Alle Wirkungen der Materie, selbst die unvorstellbare Hitze der Sonne, sind von IHM verursacht und IHM in jedem Moment untertan. Die Sonne mag im Zentrum des Universums stehen, da bin ich mir sogar sehr sicher, mag größer sein als alle anderen Himmelskörper zusammen, doch sie ist nicht von grundsätzlich anderer Art als jene, sondern besteht aus derselben, nur eben permanent brennender Materie.

In diesen Wochen erzwungener Muße bewegen sich meine Gedanken ohne die mindeste Eile durch alle Bereiche des neuen Modells, mit der bedächtigen Umsicht eines nur dem eigenen Verstande vertrauenden Ingenieurs, der in einer fragilen, soeben erst entwickelten, bahnbrechenden Versuchsapparatur nichts beschädigen möchte; zugleich auch kaltblütig und wachsam, auf dass mir kein Detail, keine Information, kein Widerspruch im gesamten System verborgen bleibt. Ich achte auf dies und auf jenes, schaue mal hierhin, mal dahin und bedenke zu jeder Stunde andere Aspekte meiner Konstruktion, zum Beispiel, wie die Eigenrotation der Erde ins Konzept passt, oder ich konzentriere mich auf die Bahn des Saturn, welche die äußerste Begrenzung des Systems der Wandelsterne darstellt.

Wer ein bisschen astronomische Erfahrung mitbringt, kann umstandslos die Reihenfolge bestimmen, in der die Gestirne die Sonne umkreisen. Merkur ist ihr am nächsten, auf ihm dürfte alles schon lange verbrannt sein. Dann kommt die Venus. Dahinter Mars und Erde, Jupiter und Saturn. Auch lässt sich aus den vorhandenen Daten die Zeitspanne unschwer ermitteln, die die Planeten für einen Umlauf benötigen. Merkur ist der schnellste. Drei Monate, würde ich sagen. Wenn man näher herankäme, wären Merkur und Venus Sicheln genau wie der Mond.

Zwischendurch befasse ich mich mit anderen Themen, gehe im Geist meine Vorträge durch. Ich schiebe also die neue Idee bewusst einige Stunden beiseite, um sie am nächsten Tag aus einer etwas anderen Perspektive neu zu betrachten und mir Fragen, die ich gestern nicht beantworten konnte, noch einmal vorzulegen. Fehler sind schnell gemacht, ein falsch verstandener Aspekt kann das ganze Gebäude ins Wanken und mich um meine Reputation bringen.

Das mähliche Vorgehen reduziert nicht nur die Fehlerquote: je gründlicher ich in alle Details eindringe, um so glücklicher fühle ich mich. Meine Erkenntnisse spornen mich an. Sie geben mir Auftrieb, und nebenbei fördern sie meine Gesundung. Sobald ich anfange, über mein Modell nachzudenken, breitet sich eine große Ruhe in mir aus. Mein Ich gelangt auf eine höhere Daseinsebene - von dem nervösen Wartezustand eines Reisenden, der durch ein unvorhergesehenes Leiden niedergeworfen und in seinen Plänen aufgehalten wird, oder eines ungeduldigen Forschers, dem auf dem Weg zu leidenschaftlich angestrebtem Wissen dasselbe widerfährt, zum Selbstbewusstsein eines 'Erleuchteten', dem letzte Einsichten in das Wesen der Welt zuteil geworden sind. Alle Ungewissheit fällt von mir ab. Denn hier liegt sie vor mir, die tiefste Erkenntnis der Fundamentalkosmologie, nach der ich so lange gesucht habe.

Giovanna kehrt zu ihrem Orden zurück. Mit vielen herzlichen Gesten verabschiedet sie sich von mir und kann gar kein Ende finden, so sehr hat sie einen Narren an ihrem Schützling gefressen. Ich stehe am Fenster und blicke ihr nach, wie sie die Gasse herunterläuft, während ihr der Wind durch die Kleider fährt und die Haare zerzaust. Anstelle der Schwester kommen jetzt die Mönche vorbei, um mich zu versorgen und meine Fortschritte zu loben. Bald werde ich mich an den Arbeitstisch setzen, um die Seminare weiter vorzubereiten und nebenbei auch die Axiome der neuen Theorie niederzulegen.

Trotz steigender Frühlingstemperaturen bleibt es in den Mauern des Konvents angenehm kühl. Müßig streife ich durch die Hallen und verbringe Stunden auf steinernen Bänken in den schön angelegten Innenhöfen. Je länger ich es von allen Seiten beleuchte, um so sicherer fühle ich mich meines Modells. Es mag Jahre dauern, bis es sich durchsetzt. Viele Jahre. So etwas geschieht nie von heute auf morgen. Zuerst werden die Zweifler kommen und wollen mit Argumenten befriedigt wer-

den. Einige werden auf stur schalten und sich nicht überzeugen lassen. Dann kommt die Kirchenbürokratie, die für Alles hundert Jahre braucht, bevor sie sich zu Entscheidungen durchringt. Und zuletzt die Beschwichtiger, denen der Fortschritt in Wahrheit wenig bedeutet. Lieber Niklas, werden sie sagen. Das wird ja noch Zeit haben, nachdem die Menschheit Jahrtausende lang ohne dich und deine Ideen ausgekommen ist.

ROM, APRIL 1500

IM PARCO PAMPHILI. IN DER VATIKANISCHEN BIBLIOTHEK.

Heute ist es soweit. Endlich darf ich die Enge des Zimmers verlassen, um mich in den Gassen und auf den Plätzen der heiligen Stadt ein wenig umzutun. Über weißgetünchte Korridore und die prachtvoll geflieste Eingangshalle gelange ich zum Hauptportal des Klosters und trete ins Freie, wo mich die ungewohnte Tageshelligkeit erst einmal blendet. Es ist ein bewölkter Frühsommermorgen, das Wetter soll aber nachmittags besser werden. Als der Schatten, der aus mir geworden ist, gleite ich hinüber zur Piazza de Fiori, wo ich mich auf einer der Bänke niederlasse und den Tauben zuschaue, wie sie mit ausgebreiteten Schwingen vor mir auf dem Kiesweg landen und gurrend um Futter betteln.

Nachdem ich neue Kraft geschöpft habe, strebe ich eine breite Allee hinunter, an deren Ende der Parco Pamphili liegen soll. Die Kutte des Ordens, der mich so freigebig aufgenommen hat, umflattert meine Beine, und die geknoteten Enden des Gürtels schlagen mir gegen die Schenkel. Ich genieße die Minuten, in denen ich gar nichts mehr von

dem Schwächezustand spüre, der mich zuweilen - meist abends oder nach einer Mahlzeit - noch immer befällt. Während ich die Via Fornaci herunterschlendere, träume ich vom Erfolg, den meine Ideen eines Tages haben werden.

Dabei bin ich mir vage bewusst, eine Publikation ist mit Risiken verbunden. Jemand könnte behaupten, durch mich würden Standards des Glaubens verletzt. Im schlimmsten Fall käme es zu einer Inquisition, und ich müsste nicht nur mein kosmologisches Modell verteidigen, sondern auch um meine Stellung fürchten, eventuell sogar um mein Leben.

Wie Plutarch schreibt: "Kleanthes glaubte, es sei die Pflicht der Griechen, Aristarch von Samos wegen Gottlosigkeit anzuklagen, dafür, dass er annahm, der Himmel befände sich in Ruhe und die Erde drehe sich in einem schiefen Kreis und rotiere dabei um ihre eigene Achse."

Eigentlich möchte ich in brenzlige Kontroversen nicht hineingezwungen werden. Ich bin weder ein Held noch ein besonders streitbarer Charakter und muss mir daher noch schwer überlegen, ob und in welcher Form ich meine Thesen der Öffentlichkeit zugänglich mache. Das Ganze vielleicht zuerst einmal nur einer kleinen Gruppe von Eingeweihten kommunizieren?

Rom ist so groß, dass man kilometerweit durch seine Gassen streifen kann, ohne an ein Ende zu kommen. Überall pulsiert das Leben. Händler rufen ihre Waren aus, an jeder Ecke stehen Straßenmusikanten, und Massen von Passanten kommen mir entgegen.

Auf der Via Fornaci versperren mir Bauarbeiten den Weg, und ich muss in ein Gewirr von Seitengassen ausweichen, bevor ich endlich auf die Hauptstraße zurückkomme. An manchen Kreuzungen haben sich fliegende Händler mit Handkarren aufgestellt und bedienen geräuschvoll ihre Kunden. Brotfladen mit Belag - Käse, Schinken, Eier, Pilze, Nüsse, Oliven - mmh! Es gibt (fast) nichts, was es nicht gibt. Da werde ich mir mittags etwas zu essen besorgen.

_

⁴ Plutarch, *Dialog über das Mondgesicht*

Obacht! An der nächsten Hofeinfahrt streiten zwei Männer. Der eine fuchtelt wütend mit einem Messer herum, während direkt daneben drei alte Frauen anscheinend unbeeindruckt auf wackligen Hockern Stofffetzen zusammenflicken und nebenbei ihre Enkel beaufsichtigten. Vorsichtshalber wechsele ich die Straßenseite.

Wenig später biege ich in die stadtbekannte Parkanlage ein, die straßenseitig von einem langgezogenen Hain begrenzt wird. Vorher muss ich noch einen penetranten Bettler abschütteln, der jeden anquatscht, der sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringt.

Durch das Wäldchen fließt ein Bach, über den eine hölzerne Brücke in den Park hinein führt. Schön romantisch angelegt haben sie das hier, muss ich sagen. Auch die Rabatten und Beete gleich hinter dem Hain sind top gepflegt. Mandeln und Mimosen, Lilien und Kamelien, Veilchen und Bougainvillea leuchten in allen Farben.

Ich komme zu einer frisch gemähten Wiese, die von schmiedeeisernen Bänken umstellt ist. Hinter jeder Bank spenden Pinien großzügig Schatten. Römische Parks sind mittags Inseln der Ruhe, ideal für Senioren und Rekonvaleszenten, um dort ein Nickerchen abzuhalten. Während ich Hummeln und Bienen beim Bestäuben zuschaue und die rotbraune Rinde des Pinienstammes mustere, dessen harziger Duft mir um die Nase weht, entspanne ich mich langsam. Mein Blick wandert zu einem Teich, über dem Mückenschwärme tanzen. Plötzlich wird das Wasser unruhig, und eine junge Bisamratte steckt den Kopf heraus. Genauso überrascht wie ich, braucht sie einen Moment, um sich zu besinnen und dann rasch wieder unterzutauchen.

Ich muss an meine neue Bekanntschaft denken, einen Benediktinernovizen aus Köln, den ich vor Tagen im Refektorium kennengelernt und mit dem ich mich inzwischen mehrmals unterhalten habe. Mit seiner lustigen Nase sieht er ein bisschen wie die Bisamratte aus. Im Rheinland soll Verwandtschaft von mir wohnen, hat meine Mutter immer erzählt. Ich bin aber im ganzen Leben noch nicht da gewesen.

Der Novize ist so ganz anders als ich. Ein unternehmender Typ, der mit den theoretischen Wissenschaften wenig anzufangen weiß und mehr auf körperliche Ertüchtigung steht. Wenn es mir wieder besser geht, will er mich auf eine seiner ausgedehnten Exkursionen durch das Latium mitnehmen. Er scheint sich im römischen Umland bereits bestens auszukennen und hat mir von einer Wanderung entlang der Küste vorgeschwärmt. Ich habe vorläufig zugesagt, ihn dabei aber nicht angesehen, sondern die Fresken des Letzten Abendmahles fixiert, mit denen die Wände des Speisesaals farbig ausgemalt sind. - Ob das einmal etwas wird, bei meiner derzeit schlechten Verfassung? Am meisten würden mich die nettunischen Wälder interessieren.

Eben erhebt sich die Sonne über die Wolken und sendet reichliche Strahlen zwischen den Pinienästen auf mein Haupt. Ach, diese traumhaften Stunden der Kontemplation im Glanz des südlichen Lichtes! Wenn ich Pech habe und mein Antrag abgelehnt wird, muss ich schon bald ins frostige Ermland zurück, und weiß nicht, ob ich Italien je wiedersehen werde.

Ich kann die Vorstellung kaum ertragen, dieses Land meiner Träume zu verlassen, und muss unbedingt den Onkel bearbeiten, mir noch einen weiteren Aufenthalt zu genehmigen.

Auf dem Rückweg mache ich einen Schlenker am Kolosseum vorbei; über mir die grellweißen Wolken eines typisch römischen Aprilhimmels, vor mir Haufen von Pilgern aus allen Teilen Europas, die sich um die besten Sichtplätze drängeln. Ich nehme die Menschen kaum wahr, so verstrickt bin ich schon wieder in meine Träume. Sie denken wahrscheinlich, dieser Mann, der unverwandt nach vorne starrt, sei mit irgendeinem persönlichen Glück oder Unglück derart beschäftigt, dass ihn nicht einmal das Fluchen eines Lastenträgers, dem er in die Quere geraten ist, in die Wirklichkeit zurückholt.

Ein paar schnelle Blicke auf die atemberaubenden Bauten der Antike müssen für heute genügen, dann reiße ich mich los, ziehe die Sandalenschnüre fester und straffe meine Kutte. Denn ja, ich habe jetzt Wichtigeres vor als weltbekannte Touristenattraktionen zu bestaunen. Wie immer geht es bei mir um brennende Fragen... (oder bloß darum, mein Denken und Tun und mich selbst metaphysisch zu erhöhen?)

Also, im Moment reichen meine Kräfte definitiv nicht aus, die Welt zu retten. Es ist schon ein bisschen unvernünftig, gleich am ersten Tag die vatikanische Bibliothek anzusteuern, aber ich muss da jetzt unbedingt hin. Meine Neugier lässt mir keine Wahl. Wenn ich vorher gewusst hätte, worauf meine Ideen hinauslaufen, hätte ich bereits in Bologna versucht, mir das Buch zu besorgen. 'Die Sandrechnung' des Archimedes soll eine Abschätzung über die Größe beziehungsweise das Volumen des Universums enthalten ('Wie viele Sandkörner passen in den Kosmos?'), basierend auf Behauptungen des griechischen Astronomen Aristarch, dem zufolge die Erde um die Sonne kreist.

Im Prinzip besitzt Novara ein Exemplar der Sandrechnung, er hat es allerdings verlegt. Da ich in Bologna noch nicht soweit war, habe ich die Hinweise nicht ernst genommen, und Novara findet die archimedischen Darlegungen ohnehin nicht besonders bemerkenswert. Im Lichte meiner neuen Theorie sieht das jedoch etwas anders aus. Jetzt liegt sozusagen ein Notfall vor. Obwohl ich mit meinen Kräften haushalten sollte, beschleunige ich unwillkürlich den Gang. Mein Kreislauf kommt gut in Schwung, und es fällt mir erstaunlich leicht, schnell auszuschreiten. Ich suche mir einen spurgeraden, frisch gepflasterten Sentiero, auf dem ich zügig vorankomme.

Nach einiger Zeit mündet der Weg in eine breite Prachtstraße. Plötzlich reißt der Riemen einer Sandale. Auch das noch. Muss ich jetzt barfuß weiter?

Mal schauen, was kaputt ist. Ich stelle mich an den äußersten Rand der Straße, um von den vorbeikommenden Fuhrwerken nicht überrollt zu werden. Trotzdem fährt mir ein Gespann mit drei elegant gewandeten Offizieren fast über die Füße.

Es dauert ein bisschen, bis ich die Sandale provisorisch repariert habe. Als es weitergeht, biege ich auf einen anderen Pfad - eine Abkürzung, die mir ein Priester gezeigt hat, als ich ihn nach dem Weg fragte. Langsam werde ich ungeduldig, zumal ich mit dem Provisorium an meinem Fuß nicht mehr so rasch vorankomme. Aber keine Panik. In Rom haben die meisten kirchlichen Institutionen sehr lange Öffnungszeiten.

Zum Schluss verlaufe ich mich fast, kriege nur so eben die Kurve und erwische mit Glück die richtige Tiberbrücke. Als ich mein Ziel erreiche, ist es schon reichlich spät. Zum Glück bleibt es hier im Süden sehr lange hell.

Also, von einer 'vatikanischen' Bibliothek habe ich mehr erwartet. Für die enorme Menge von Handschriften und Druckerzeugnissen, die hier angeblich lagern, ist das ein ziemlich bescheidenes Bauwerk. Wo sollen denn da die Bücher untergebracht sein? Ich schätze, hier wird demnächst ein Neubau fällig. Naja, nachdem in Rom überall so viel gebaut wird, werden sie das auch noch hinkriegen.

Ich bin der letzte, den der Bibliothekar heute hereinlässt, und er guckt sich meine Berechtigungsscheine ganz genau an. Dann führt er mich in einen schmalen Gang, von dem aus mehrere Nebenkammern abgehen. In einer der Kammern macht er sich daran, die eng auf eng stehenden Bestände zu durchforsten. Ein geregeltes System ist dabei nicht erkennbar. Schließlich zuckt er mit den Achseln, lächelt mich entschuldigend an und weist auf ein paar Kisten, in denen anscheinend Bücher darauf warten, ins Regal sortiert zu werden.

Gleich in der ersten Kiste werden wir fündig. Das Buch, oder besser das Heftchen, macht einen erstaunlich viel gelesenen, um nicht zu sagen zerfledderten Eindruck - ich meine dafür, dass es in einer Kiste liegt... Wie es scheint, wurde es früher relativ oft nachgefragt. Der Bibliothekar will mir den schmalen Einband in die Hand drücken, doch ich muss zuerst die verschwitzten Finger an meiner Kutte abwischen. Die Aussicht, das bedeutende Dokument gleich in Händen zu halten, macht mich ganz zittrig, und als ich es an mich nehmen will, lasse ich es versehentlich fallen.

Der Bibliothekar hebt es wortlos auf und sieht mich vorwurfsvoll an. Trotzdem lässt er mich freundlicherweise an seinem Tisch sitzen und deutet auf Papier und Federkiel, damit ich mir beim Lesen Notizen machen kann. Mein Altgriechisch ist inzwischen gut genug, auch komplizierte Abhandlungen zu verstehen. Mit einer Mischung aus Furcht und Ehrfurcht vertiefe ich mich in die Seiten. Ehrfurcht vor dem, was

die Alten alles wussten, und Furcht, dass sie mein Modell womöglich vorweggenommen haben.

Neue Ideen können nach meiner Überzeugung nur aus einem selbst erwachsen. Nicht aus dem Studium fremder Texte; sondern nur aus dem eigenen, autonomen Ichbewusstsein, aus dem sie infolge geistiger Mühen und Anstrengungen als plötzliche Impulse spontan hervorschießen. Danach stehen sie einem für weitere, sorgfältige Analysen zur Verfügung, um idealiter zum Schluss in eine wissenschaftliche Abhandlung gegossen zu werden. Irgendwann schlägt jedoch die Stunde der Wahrheit, das heißt, man muss seine Ergebnisse mit den Resultaten und Argumenten anderer Forscher vergleichen, um eventuell festzustellen, dass jene besser sind als man selbst.

Während des Studiums habe ich alles gelesen, was mir in die Hände fiel, bis hinunter zu Cicero, Plinius, Plutarch und Platon, in der Hoffnung, dort auf fundierte Einwände gegen das ptolemäische System zu stoßen. Doch erst hier finde ich sie, schwarz auf weiß, die "These, dass die Fixsterne und die Sonne unbeweglich sind und dass die Erde sich um die Sonne auf der Umfangslinie eines Kreises bewegt, wobei sich die Sonne in der Mitte dieser Umlaufbahn befindet."⁵

Sogar über das Problem der fehlenden Parallaxe des Fixsternhimmels hat dieser Aristarch laut Archimedes nachgedacht: denn wenn nicht die Erde, sondern die Sonne im Zentrum steht, müsste im Verlauf eines halben Jahres eigentlich eine relative Verschiebung der Fixsterne untereinander zu beobachten sein, das Erscheinungsbild des Sternhimmels sich abhängig von der aktuellen Position während eines Umlaufs der Erde um die Sonne also verändern. Archimedes zufolge erklärt Aristarch das Fehlen der Parallaxe durch eine unvorstellbar große Entfernung zu den Fixsternen, gegenüber der der Durchmesser der Erdbahn verschwindend klein sei.

Darauf bin ich selbst auch schon gekommen, denn natürlich ist die fehlende Parallaxe einer der Haupteinwände, die man gegen mein Modell vorbringen wird.

⁵ Archimedes von Syrakus, *Die Sandrechnung*

Momentan kann niemand entscheiden, ob das aristarchsche Verteidigungsargument korrekt ist. Dafür müssten genauere Beobachtungen mit besseren Instrumenten gemacht werden. Man weiß ja so gut wie nichts über die Natur der Fixsterne und welche Rolle sie im Universum spielen. Sie stellen die äußerste Begrenzung unserer Welt dar, in die schwerlich ein Mensch jemals eindringen wird.

Ich bin etwas niedergeschlagen, weil ein paar alte Griechen einen Teil meiner Ideen vor fast zweitausend Jahren vorweggenommen haben. Andererseits werte ich es als Hinweis, auf dem richtigen Weg zu sein. Außerdem kann ich mir zugutehalten, dass mein Modell, welches alle Planeten mit einbezieht, vollständiger und ausgereifter ist als das des Aristarch, und nehme mir vor, es in Zukunft mit den heutzutage zur Verfügung stehenden mathematischen Methoden noch zu verfeinern.

Aristarchs Originalarbeiten sind leider vollständig verlorengegangen, so dass man auf Sekundärliteratur angewiesen ist: Archimedes, Aristoteles und so weiter. Indem er es eigenen Überlegungen zugrunde legt, nimmt Archimedes der heliozentrischen Idee jedenfalls eine deutlich positivere Haltung ein als Aristoteles und dessen Nachfolger.

Für seine Zeit ist der gute Aristarch ganz schön weit gewesen, dafür muss man ihm Anerkennung zollen. Sonne, Erde und Fixsterne hat er in die richtige Relation zueinander gesetzt. Nebenbei hat er noch den Abstand von Erde und Sonne ermittelt. Er erkannte nämlich, dass der Halbmond dadurch entsteht, dass das Sonnenlicht genau senkrecht zu unserer Blickrichtung auf den Mond fällt. Das Dreieck aus Sonne, Mond und Erde weist also bei Halbmond einen rechten Winkel auf. Die Größe des Kathetenwinkels hat Aristarch experimentell zu mindestens 87° bestimmt. Durch Zeichnen eines rechtwinkligen Dreiecks mit einem 87°-Winkel lässt sich dann das Verhältnis der Abstände Erde—Sonne und Erde—Mond bestimmen. Aus seinen Messungen hat er geschlossen, dass die Sonne mindestens neunzehn Mal so weit von der Erde entfernt ist wie der Mond.

Heutzutage weiß man, dass der Faktor sogar noch wesentlich größer ist. Mindestens 100. - Aber ist es nicht die Idee, die zählt?

Wie schon erwähnt, kann sich Novara für den heliozentrischen Ansatz nicht erwärmen, und ich muss in diesem Zusammenhang leider ein paar kritische Bemerkungen über meinen Mentor anfügen: obwohl er dem ptolemäischen System ablehnend gegenübersteht und meint, es werde über kurz oder lang durch eine andere Weltsicht ersetzt, ist von Novara die ganze Zeit nichts wirklich Konstruktives gekommen - die Crux vieler Gelehrter, die mit dem Status Quo unzufrieden sind, aber selber keine eigenen Ideen entwickeln. Auf jeden Fall lehnt er die Sandrechnung ab und scheint zu glauben, die grundlegenden kosmologischen Fragen würden sich irgendwann in quasi metaphysischer Art und Weise von selbst beantworten.

So sehr ich Novara schätze, habe ich mich insgeheim immer ein bisschen geärgert über die wolkigen Hoffnungen meines Lehrers, der auch viel zu viel Lebenszeit mit astrologischen Vorhersagen verplempert. Okay, sie sichern ihm ein beträchtliches Zusatzeinkommen. Viele Privatleute sind bereit, für fragwürdige Zukunftsprognosen ordentlich Geld auszugeben. Ein guter Koch, ein guter Arzt, ein guter Astrologe, ist das nicht alles, was der Mensch heutzutage braucht? Novaras Position an der Universität ist alles andere als hoch dotiert, und man kann schon irgendwie verstehen, dass er schwach geworden ist.

Wo wir einmal dabei sind: während meines Studiums habe ich mich auch oft an den griechischen Denkern gerieben. Viele von ihnen erfassen die Welt auf allzu abstrakte Weise, ohne konkrete Erklärungen für die natürlichen Phänomene vorzuschlagen. Selbst Aristoteles geht oft in diese Richtung. Besonders eklatant ist das berühmte 'panta rhei' des Parmenides. Alles fließt. - Ja gut, doch was können wir abgesehen von der schöngeistigen Befriedigung, die uns dieser Satz möglicherweise verschafft, letztlich damit anfangen?

Aristarch ist eine rühmliche Ausnahme von der Regel. An seinem Beispiel sieht man, dass die Griechen auch anders konnten. Was er behauptet, ist sehr konkret, und es lassen sich - siehe die Sandrechnung, siehe seine Entfernungsabschätzungen - auf dieser Grundlage quantitative Berechnungen durchführen.

FRAUENBURG, 23. MAI 1539

NOCH MEHR ZWEIFEL.

Mein Aufenthalt in Rom währte nicht länger als die Grippe, die ich jetzt hinter mir habe, doch um wieviel prägender ist jene Periode gewesen! Aus zeitlichem Abstand betrachtet scheint sie mir grenzenlos frei. Während schwere Stunden zäh dahinrinnen, habe ich genügend Muße, mir die damaligen Begebenheiten ins Gedächtnis zurückzurufen und gewissermaßen noch einmal zu durchleben. Die Zeiten meiner vergangenen und gegenwärtigen Existenz scheinen ineinander aufzugehen; und sie verweben sich auch real, während ich nach Anna rufe, um mir eine Minestrone kochen zu lassen, jene Gemüsesuppe, die uns in dem römischen Kloster regelmäßig serviert wurde. Es ist mir, als fließe die Vergangenheit wie ein breiter, selten versiegender Strom in die Wirklichkeit der Gegenwart ein und tröste mich über den unvermeidbar betrüblichen Zustand der Erfolglosigkeit und des Alterns hinweg.

Damals war alles anders - als ich im April des Heiligen Jahres völlig gesundete und einen großen Teil des Glücks empfing, das mich mein

Leben lang aufrecht erhalten hat. Damals sind aus vagen Bologneser Ahnungen Gewissheiten geworden. Ich habe sozusagen in das Feuer gesehen, das den Rauch verursacht. In meiner Vorstellung bin ich wieder dieser andere Kranke, der in seinem klösterlichen Bett so ungeahnte Ideen entwickelt, und die Erinnerungen wandern hinüber zu jenen Anstrengungen, die ich später unternahm, um diese Ideen mit Argumenten zu untermauern.

Wo ist das alles geblieben? Wo sind das Glücksgefühl, die helle Sonne, der Optimismus und lockere Umgangston meiner Jugend? Wo sind sie geblieben, die dünnen Kleider aus Leinen, die ich in Italien zu tragen pflegte? Wo die Farben des Lichtes, das auf den Wiesen zwischen hohen Halmen scheffelweise hervorquoll? Was wurde aus Ayla? Was geschah mit der Reisetasche, die man mir stahl?

Ich frage mich schon seit Jahren, wieweit ich meine astronomischen Einsichten jener Droge verdanke. Der Pilz war derart wirkmächtig, dass er in meinem Gehirn Reaktionen in Gang setzte, die normalerweise nicht stattgefunden hätten - und damit Erkenntnisse auslöste, die ohne ihn nicht möglich gewesen wären. Sicher hatte mein Verstand vorher monatelang über die Thematik gebrütet, und der heliozentrische Ansatz war dadurch in meinem Kopf unbewusst wahrscheinlich längst verankert. Wie oft hatte ich über die Wiederkehr der Jahreszeiten gegrübelt; wie oft das Problem der Wandelsterne hin und her gewälzt wenn auch ohne eine befriedigende Lösung zu finden. Dass man alle Phänomene des Universums auf so elegante Weise in ein einfaches System integrieren kann, diese Idee ist mir tatsächlich erst in Rom gekommen.

Man darf wohl annehmen, dass jede bedeutsame wissenschaftliche Erkenntnis durch äußere Einflüsse ins Rollen gebracht wird. Selbst ein Genie agiert nicht im leeren Raum, sondern benötigt äußere Impulse, die das Spektrum seines Denkens erweitern. Und es benötigt das wunderbare Wirken Gottes auf seiner Seite.

Mit dem einen Bild, welches sich aus fiebrigen Halluzinationen herausgeschält hatte, war es ja auch nicht getan. Jeder kann schöne konzentrische Kreise an eine Tafel malen und behaupten, sie stellten die Wege

der Wandelsterne dar. Wenn eine revolutionäre neue Theorie ernstgenommen werden will, muss sie detailliert ausgearbeitet sein. So viele Jahre habe ich nach meiner Zeit in Italien auf dieses Projekt verwendet, jede Stunde, die ich mir freischaufeln konnte, mit Enthusiasmus und gar Fanatismus an ihm gewirkt. Soviel Freude habe ich im Lauf meines Lebens an dem Modell gehabt, soviel Kraft daraus geschöpft. Über so viele private Enttäuschungen hat es mir hinweggeholfen. Soviel Sicherheit hat mir das Bewusstsein gegeben, gerade ich hätte womöglich den sagenhaften Stein der Weisen gefunden.

Inzwischen kann ich die Welt gar nicht mehr anders denken als durch die Brille meiner Theorie. Ich bin derart von ihr eingenommen, die ptolemäische Weltsicht scheint mir inzwischen derart unnatürlich und widerspruchsbehaftet, dass ich nicht mehr verstehe, warum die Wissenschaft und die akademisch gebildete Menschheit seit Jahrhunderten unbeirrt an ihr festhalten. Ist es nicht verrückt, wie viele erfahrene Astronomen an jenem vertrackten System immer weiterstricken, während die heliozentrische Idee so viel einfacher ist und eigentlich offen zutage liegt? Wie kann es sein, dass die Wahrheit nur von Wenigen erkannt wird, während die große Masse einem Mainstream von Meinungsführern folgt, die ohne echte Beweise mehr oder weniger freihändig jahrhundertelang bestimmen, was wahr ist und was falsch. Sie drücken damit einem scheinbar objektiven 'Weltgeist' ihren Stempel auf, der in Wahrheit nichts als eine künstliche Konstruktion zufällig vorherrschender Meinungen und damit eine höchst subjektive Einbildung ist.

Leider sind die meisten Menschen nicht in der Lage, einmal aus sich herauszutreten und einen objektiven Standpunkt einzunehmen - für mich eine deprimierende Einsicht, zerstört sie doch meine Hoffnung, das heliozentrische Modell werde sich noch zu meinen Lebzeiten durchsetzen. Manchen mir nahe stehenden und wohlgesonnenen Theologen habe ich mit der neuen Himmelsmechanik beeindruckt, und der eine oder andere wäre vielleicht sogar bereit, öffentlich für mich in die Bresche zu springen; doch an allen namhaften Universitäten des Abendlandes wird unverdrossen das ptolemäische Weltbild gelehrt. Einige der Professoren mögen bezweifeln, dass dieses Weltbild wirk-

lich korrekt ist; doch in den 30 Jahren seit dem Erscheinen des Commentariolus, also der halben Spanne meines Lebens, wurde die heliozentrische Theorie von keinem einzigen der astronomischen Lehrstühle, weder in Deutschland noch in Italien oder Frankreich, aufgegriffen oder ernsthaft diskutiert - wenn man sie denn überhaupt zur Kenntnis nahm. Dabei gibt es kein anderes Modell, welches vollständig und widerspruchsfrei genug ist, das ptolemäische abzulösen. - Okay, ich sollte sagen, es gibt *meines Wissens* kein besseres Modell; denn hier im Ermland wird man über die neuesten wissenschaftlichen Entwicklungen leider nicht auf dem Laufenden gehalten.

Nun kommt ja bald Rheticus. Er hat vor einiger Zeit seinen Besuch angekündigt, und ich erwarte ihn spätestens Ende des Monats. Mit jugendlichem Schwung und Eifer will er sich unserer Sache annehmen, um ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Mein Werk soll gedruckt und dann in alle Welt verschickt werden. Ob das wirklich hilft, bezweifele ich. Den Revolutionibus könnte es ähnlich ergehen wie dem Commentariolus. Ein paar ermunternde Antworten, das wird es dann gewesen sein. Die allermeisten Gelehrten werden auf den Vorstoß überhaupt nicht reagieren. Wissenschaftlicher Erfolg, soviel ist mir inzwischen klar, hat mehr mit persönlichen Kontakten und gelungener Kommunikation zu tun als mit Wahrheiten, die man vielleicht als erster erkennt, aber dann doch nicht durchzusetzen vermag. Wenn ein harmloser, zurückhaltender Mensch wie ich mit etwas derart Unkonventionellem ankommt, werden seine Vorschläge gern beiseitegeschoben.

Die Kommunikationsstarken beherrschen die Welt und verschaffen sich beliebige Vorteile. Wo in der Natur das Recht des Stärkeren gilt, ist bei den Menschen die Sprache der entscheidende Machtfaktor. Durch Kommunikation verbündet man sich zu einer Gruppe, die den Kommunikationsschwachen jederzeit unterdrücken und ausbeuten kann - sowie auch vorschreiben, was er zu denken hat.

Wer diesen Ansatz weiterspinnt, kommt unweigerlich auf die Idee, ihn auf die mächtige Institution der Kirche anzuwenden. Danach hätten zum Beispiel Inquisitionen wenig mit unserem Herrgott zu tun, sondern wären eine Methode, mit der die Starken ihre absolute Macht zementieren.

Tatsache ist, falls Rheticus' Pläne wider Erwarten anschlagen, müssen wir zusehen, dem Vorwurf der Ketzerei zu entgehen. Mein Modell steht in eklatantem Gegensatz zu manchen Aussagen der Bibel, und mit so etwas kann man sich leicht den größten Ärger einhandeln. Hier ist in erster Linie Katzbuckeln vor dem Amt des Papstes angesagt. Glücklicherweise sind die meisten Päpste gebildete, wissenschaftlich interessierte Leute und neuen Ideen gegenüber durchaus aufgeschlossen. Allerdings sitzt der Papst in Rom, und hier im Ermland habe ich schon genug Stress mit seinem Bevollmächtigten Dantiscus, weil dem anscheinend meine Nase nicht gefällt oder weil er mich noch immer mit meinem Oheim in Verbindung bringt, der ihn bekanntlich nicht leiden konnte. Wenn ich jetzt noch irgendwelche nach seiner Meinung obskuren Ideen in die Welt hinausposaune, könnte er endgültig durchdrehen ... mir zum Beispiel meine Altersversorgung streichen, mich in ein abgelegenes Kloster verbannen, oder was weiß ich, was ihm einfällt.

Rheticus verbreitet allerdings einen solchen Unternehmungsgeist, er strotzt dermaßen vor Tatendrang, dass es schwerfällt, ihn zu zügeln. In einem Anfall von Furchtlosigkeit habe ich bei seinem letzten Besuch durchklingen lassen, dass er sich von meinen Bedenken nicht aufhalten lassen soll.

Dabei steht mir der größte Stress erst bevor. Ich will mein Manuskript noch einmal Satz für Satz überarbeiten, weil ich an allen möglichen Stellen mit Fehlern rechne. Ich weiß jetzt schon, manche Ungereimtheit wird mir erst hinterher auffallen, wenn es zu spät ist. - Aber so ist das in der heutigen Zeit: wenn ein Werk in den Händen des Druckers ist, gibt es für den Autor kein Zurück mehr.

Vielleicht sollte ich das Ganze nicht so ernst nehmen. Am Ende profitieren von revolutionären neuen Ideen sowieso immer die herrschende Lehrmeinung und ihre Apologeten. Egal ob sie die Idee vorher vehement abgelehnt haben oder so gnädig waren, sie in das System der Wissenschaft zu integrieren: an ihren Privilegien, ihrem persönlichen

Status als allseits anerkannte Koryphäen ändert sich zu ihren Lebzeiten wenig, während der Neuerer oft nur in geringem Maße von seinen Anstrengungen profitiert.

Was habe ich denn von der vielen Arbeit an meiner supertollen Theorie? Tröstet sie mich? Hat sie mich reich gemacht? Zuzeiten hat sie mein einsames Ich stabilisiert, doch inzwischen fühlt sie sich wie ein zu häufig getragenes Kleidungsstück an, dessen man überdrüssig geworden und das man eigentlich gar nicht mehr anziehen möchte.

Gegenüber dem fertigen Weltbild bevorzuge ich seinen status nascendi, d.h. einen unvollständigen, erst im Entstehen begriffenen Erkenntnisentwurf. Es ist nicht der Moment der Vollendung, sondern es sind die Augenblicke der Inspiration, die ihren Schöpfer glücklich machen und in denen er seine Konstruktion für absolut und unübertrefflich hält. Sobald er sie fertig ad acta legt und sich kaum noch mit ihr beschäftigt, lässt sein Enthusiasmus nach, und er beginnt automatisch, sie als etwas Fremdes kritisch zu beäugen. Er kann die aufkeimenden Zweifel nutzen, um sein Modell noch einmal neutral - gewissermaßen aus der Distanz - zu begutachten und zu verbessern, oder er kann ihnen ausweichen, indem er sich mit einem neuen Projekt beschäftigt, aus dem er ebenso viel Befriedigung zu ziehen versucht. Im Alter jedoch, wenn man Zuspruch und Ermutigung am nötigsten hat, funktionieren diese Mechanismen nicht mehr so gut. Statt weiter zu forschen, verfällt man in stundenlange Phasen der Lethargie und weiß abends nicht mehr, was man den ganzen Tag gemacht hat. Obwohl man offiziell gesund ist, von einer Grippe genesen, fühlt man sich abgeschlagen und möchte den größten Teil des Tages am liebsten im Bett verbringen.

Welch ein Unterschied zu damals! Ich erinnere mich derselben Schwäche in den Beinen, die ich heute empfinde, die aber unter der römischen Sonne rasch von mir gewichen ist. Heute werde ich offenbar gar nicht mehr richtig gesund. Meinem alten Körper scheint etwas zu fehlen, eine unbekannte pharmakologische Substanz, die er für sein Wohlbefinden benötigt, aus eigener Kraft jedoch nicht mehr herzustellen vermag. - Damals: dem Krankenbett entstiegen, habe ich mich

nach einer Woche völlig gesund gefühlt, ja gesünder und kräftiger als zuvor. Gut, die Abruzzen waren mir denn doch zu riskant. Die vielen Wolfsrudel und hungrigen Bären wollte ich mir nicht antun. - Darum habe ich den Kölner überredet, mit mir im Gebiet des Aniene zu wandern.

FRÜHSOMMER 1500

STILLE TAGE AM ANIENE.

Eigentlich bin ich wieder ganz der Alte. Und mehr als das! Meine Vorträge, die wie die gesamte heutige Astronomie auf dem Standardmodell des Ptolemäus beruhen und in denen ich mit eigenen Ideen wohlweislich hinter dem Berg hielt, habe ich ohne Schwierigkeiten gemeistert. Sie brachten mir einiges Lob, wenn auch leider nicht das ersehnte Angebot ein, den Aufenthalt in Rom zu verlängern oder hier sogar eine dauerhafte wissenschaftliche Tätigkeit aufzunehmen. An freien Tagen habe ich seitdem die ewige Stadt bis zur Erschöpfung besichtigt und mir keine Sehenswürdigkeit entgehen lassen. Abends wurde Rythmomachie gespielt, mit Thomas von Barlach, so heißt der Benediktinernovize, sowie einem spanischen Pilger - einem sehr sympathischen Menschen, der zwischenzeitlich leider schon wieder abgereist ist.

In den wärmer werdenden Nächten kehren meine Gedanken zu den Bewegungsmustern der Wandelsterne zurück und verfangen sich an den vielen offenen Fragen...

Nun nähert sich das Ende meines Romaufenthaltes mit Riesenschritten, und es steht eine mehrtägige Wanderung auf dem Programm, die Thomas und mich durch das gesamte südliche Latium führen soll - und vielleicht sogar darüber hinaus. Ich habe alle anderen Termine abgesagt, denn ich will das römische Umland umfassend erkunden, um endlich mehr von Italien zu sehen als nur Bibliotheken und kirchliche Würdenträger, will etwas von dem nachzuholen, was ich in Bologna versäumt habe. Gestern Morgen sind wir losgezogen und gleich am ersten Tag über zehn Stunden in Bewegung gewesen. Körperlichen Anstrengungen wie diesen bin ich seit Monaten entwöhnt. Ich merke aber bereits, wie meine Kondition besser wird.

Thomas kennt sich in der Gegend recht gut aus. Den ersten Teil der Strecke ist er schon einmal gegangen. Ursprünglich nach Rom gekommen, um der heimischen Prüfungskommission, die ihm Schwierigkeiten gemacht hat, ein Schnippchen zu schlagen, treibt er sich inzwischen die meiste Zeit draußen in der Natur herum. In mancher Hinsicht verkörpert er das Gegenteil von mir: einen kernigen Mann der Tat, der für geistige Themen wenig Interesse aufbringt und seine sexuelle Enthaltsamkeit durch sportliche Aktivitäten kompensiert. Zu erfahren, dass er Priester werden will, hat mich schon etwas verwundert; aber sicherlich muss es bodenständige Kleriker wie ihn geben, die in ihren Gemeinden das Wort Gottes auf praktische Weise veranschaulichen, und wahrscheinlich sind diese unter dem niederen Kirchenvolk sogar in der Mehrheit. Mit Bibelexegese oder antiken Klassikern und gar der Wissenschaft haben solche Leute nicht viel am Hut.

Bei mir ist es die Beschäftigung mit geistigen Stoffen, die mich von sündigem Verlangen ablenkt. Dabei interessiere ich mich gar nicht so sehr für Glaubensfragen, und in der Wissenschaft nehme ich mir die Klassiker nicht immer zum Vorbild, sondern möchte mir letztlich meinen eigenen Reim auf die Wirklichkeit machen. - Ich will kein Kopist sein! Stur an althergebrachten Meinungen festzuhalten, finde ich langweilig und sogar ein bisschen verachtenswert.

Unsere Wanderung geht schon seit Stunden durch monotones, flaches Gelände. Um diese Jahreszeit sind die meisten Pflanzen noch grün,

doch der Boden ist bereits ausgetrocknet, weil es seit mindestens zwei Wochen keinen Regen gegeben hat. Zwischen unkrautbewachsenem Brachland stoßen wir auf bewässerte Felder, sorgfältig gemähte Wiesen und kleine gepflegte Weinberge. Um diese Zeit reifen die ersten Tomaten, prall und rot glänzen sie in der Sonne.

Unweit eines Dorfes, dessen Namen wir nicht kennen, machen wir Rast. In einem Pinienhain haben die Bewohner mit geringen Mitteln und viel gutem Geschmack ein von Bäumen umrahmtes Rondell angelegt, wo man sich auf glatt geschliffenen Baumstümpfen niederlassen und seine Mittagspause genießen kann. Wer möchte, kann hier im kühlenden Schatten aufs Angenehmste den Tag vergeuden.

Ich liege entspannt da, sauge versonnen an einem trockenen Grashalm, und zwischendurch denke ich über die vielen Vorzüge meines Ansatzes nach. Thomas unterhält sich nicht gern, und so habe ich genügend Zeit, mich an der Idee zu berauschen, dass die Erde zugleich um sich selbst und um die Sonne rotiert. Um sich selbst definiert einen Tag, um die Sonne ein Jahr. Dass die Monate Mondumläufen entsprechen, ist lange bekannt, doch dass die wichtigsten Zeiteinteilungen des Menschen - Tag und Jahr - sich astronomisch so einfach verstehen lassen, finde ich genial.

Als Thomas zum Aufbruch drängt, werfen wir noch einmal die Felleisen über und ziehen geradewegs nach Süden, ins Land des goldenen Feuers. Wir müssen im Gänsemarsch gehen, denn die Wege sind schmal. Links und rechts wuchern Nesseln und Brombeeren, von denen man Pusteln und Kratzer bekommt. Überall flattern Schmetterlinge umher in einer Zahl und Vielfalt, wie ich sie im Norden nie gesehen habe.

Wir kommen an Einsiedlerhöfen und Weilern vorbei, wo wir uns vor den Hunden in Acht nehmen müssen. Während die niedergehende Sonne die Welt mit glutroten Farben bemalt, hört man in manchen Gärten Weiberlachen, und mit etwas Glück kommt die Hausfrau heran, um uns einen Becher Wasser einzuschenken und ein paar interessante Hinweise mit auf den Weg zu geben.

Am Ende finden wir sogar ein Wirtshaus - in dieser armen, verlassenen Gegend keine Selbstverständlichkeit. Hungrig verspeisen wir eine Mahlzeit aus Brot, Schafskäse, Tomaten und eingelegten Oliven. Die hiesigen Bauern scheinen sich von nichts anderem zu ernähren, und offenbar fahren sie gut damit. Mein Gefährte leistet sich einen Humpen Wein, während ich lieber verzichte. Alkohol nach körperlichen Anstrengungen ist nichts für mich.

Als die Dämmerung hereinbricht und man nicht mehr viel sehen kann, suchen wir uns unweit der Schänke ein Plätzchen für die Nacht. Ohne weitere Umstände lassen wir uns unter einer Platane nieder. Thomas schläft sofort ein; ich aber blicke noch lange hinauf zu den Sternen, und es überkommt mich einmal mehr das Gefühl der Einsamkeit, der Nichtigkeit und des Ausgeliefertseins an ein dunkles, kaltes und herzloses Universum, dem wir Menschen völlig egal sind. Mich beeindrucken nicht die einzelnen Sterne, diese winzigen gelblichen Punkte, die da oben in undefinierter Entfernung weit verstreut herumhängen, sondern die unglaubliche Größe und Dunkelheit des Kosmos als Ganzem. Wie ein zähes Gewebe hängt er über mir, während ich ihn mit meiner Wahrnehmung und mit meinem Geist zu durchdringen trachte. Was ist dahinter, wo ist das Ende der Welt?

'Dahinter' könnte alles Mögliche sein, oder es könnte abrupt ein Gar Nichts beginnen, jedoch ebenso die Fülle ... das Jenseits. Wir werden es nie mit Sicherheit wissen - und ich will mich damit auch gar nicht näher beschäftigen. Diese Themen soll man der Theologie überlassen. Was 'vor' der Zeit war und 'außerhalb' des Raumes liegt - das sind wahrscheinlich falsch gestellte Fragen, die ich gern an die Metaphysik weiterreiche. Mein Hauptinteresse gilt den physikalisch zugänglichen Naturphänomenen. Punkt! - Mit diesem Gedanken drehe ich mich auf die Seite und schlafe schnell ein.

Am nächsten Morgen setzen wir unsere Reise fort. Der schmale und an einigen Stellen kaum passierbare Pfad verläuft unterhalb eines Viaduktes, das mindestens tausend Jahre auf dem Buckel hat und so baufällig ist, dass es für niemand mehr von Nutzen sein kann. Das Gelände ist nach einer Seite stark abschüssig, und der Weg führt allmählich zu

einem felsigen Kamm hinauf. Für einen wie mich, der die Alpen überquert hat, leichtes Gehen.

Auf einer Lichtung hat man Stämme und Steine aufgeschichtet. Offenbar soll hier neben einer unbewohnten, baufälligen Kate ein neues Hofgebäude entstehen. Einige der Steinbrocken sind meisterlich behauen und stammen dem Anschein nach aus den Mauern einer antiken Ruine. Bekanntlich finden sich an vielen Stellen dieser Gegend Relikte der altrömischen Kultur, die bei Bedarf als Steinbrüche herhalten müssen.

Über Mittag lichtet sich der Wald. Unter einer allein stehenden Baumgruppe machen wir Pause. Fasziniert beobachte ich die strahlend weißen Cumuluswolken, die sich über dem Himmel ausgebreitet haben und möglicherweise einen Wetterwechsel ankündigen. Nachdem sie in der flirrenden Mittagshitze immer kleiner werden, schiebe ich den Gedanken an ein Unwetter schnell wieder beiseite.

Unter den Wolken ziehen Raubvögel ihre Kreise. Während von Ferne das empörte Meckern mehrerer Ziegen herüberklingt, frage ich mich, wie der Mensch jahrtausendelang damit leben konnte, seine Welt falsch zu verstehen. Wieder einmal schmeichelt es meiner Eitelkeit, mir einzubilden, dass gerade ich dabei bin, eines der größten Rätsel der Schöpfung zu lösen.

In diesen Tagen des Aufbruchs hege ich die Hoffnung, alle vorhandenen astronomischen Daten ganz einfach und ohne zusätzliche Annahmen oder Hilfskonstruktionen mit dem neuen Schema in Übereinstimmung zu bringen. Einfach unsere Erde, die sich auf einer exakten Kreisbahn um die Sonne bewegt, dazu die übrigen Planeten, mit denen es sich nicht anders verhält. Ich schließe die Augen, labe mich an dieser Vorstellung und merke, wie mein Ego sich daran aufrichtet.

-Sol, flüstere ich und blinzele zufrieden nach Süden.

Der Sonne kommt in meinem Modell eine besondere Bedeutung zu. Sie ist nicht nur Licht- und Wärmespenderin der Natur, sondern als Mittelpunkt der Welt offenkundig in der Lage, das System der Planeten und vermutlich das ganze Universum zusammenzuhalten.

Wie die Sonne die Wandelsterne, so hält die Erde uns Menschen bei sich, und auch jeden Körper, der sich auf ihrer Oberfläche befindet. Im Grunde deuten alle diese Erscheinungen auf einen gemeinsamen Ursprung hin, eine gemeinsame, attraktive Wirkung, welche den Kosmos durchdringt und direkt von Gott zu kommen scheint.

Nur wie? Wie genau geschieht das? Was ist die kausale Beziehung zwischen diesen Effekten?

Ich bin jetzt zu abgekämpft, um solche Probleme zu lösen. Träge liege ich in einer schützenden Kuhle unter den Schatten spendenden Bäumen, Rucksack und Hemd als Kopfkissen in den Nacken geschoben. Völlig entspannt liege ich da in dieser vaterlandslosen Hitze, als plötzlich ein junger Hirsch aus dem Wald tritt, sich vorsichtig umsieht und kurz darauf im hohen Gras wieder verschwindet.

Mir kommt es vor, als hätte ich mich in meinem ganzen Leben noch nie so zufrieden gefühlt. Ich lausche dem Krächzen von Elstern, dem lärmenden Piepen eines übererregten Goldammerpärchens, dem anscheinend die Hitze zu Kopf gestiegen ist, und genieße Wärme und Helligkeit, die die Sonne diesem Land in einem Übermaß beschert, dass es schier zu bersten scheint - und ich berste mit.

Das heißt nein, ich berste nicht, ich schmelze dahin und ergieße mich in die Chiffren dieser südlichen Welt, der ich am liebsten für immer angehören würde.

-Sol, flüstere ich noch einmal voller Befriedigung, aber leise, damit Thomas mich nicht für einen völligen Spinner hält. Heute Vormittag, während des Wanderns, habe ich versucht, ihm mein kosmologisches Modell mit einfachen Worten nahezubringen. Es gab keine Begeisterungsstürme, und ich glaube auch nicht, dass viel bei ihm angekommen ist. Daher habe ich es bald aufgegeben und mich wieder auf die Schönheit des Daseins und der Natur konzentriert. Gut so! Sich der Lasten geistiger Arbeit zu entledigen, ist schließlich das Ziel unserer Wanderung. Und es wirkt; wirkt alles zusammen: die respektvoll weit auseinander liegenden Höfe des Lichtes, welche sich malerisch über Täler und Höhen verteilen, der sanft auffrischende Nachmittagswind,

der meine erhitzten Wangen umfächelt; die Glückseligkeit eines jungen, neu erstarkten Lebens, Befriedigung über den Fortschritt meiner Ideen - und noch eine weitere metaphysische Essenz, die sich nur sehr schwer fassen lässt: etwas, das uns alle aufrecht hält, damit wir nicht an der Melancholie über unsere sinnlose Existenz zugrunde gehen.

-

Wir sind bereits drei Tage unterwegs, als uns ein Bauer einen Tipp gibt. Eine Quelle, in der man zu jeder Jahreszeit herrlich baden könne. Selbst im Hochsommer sei dort genügend Wasser vorhanden, um ein großes natürliches Becken zu füllen. Ein Umweg, gewiss, den die meisten Wanderer scheuten, doch werde man dafür mit reichlich Erfrischung belohnt. Der Bauer empfiehlt uns, dem Verlauf des Aniene zu folgen und wünscht uns eine gute Reise.

Im dem ausgetrockneten Flussbett kommen wir nur langsam voran und bald gar nicht mehr weiter, da die Passage von umgefallenen Bäumen und großen Steinbrocken versperrt wird. Also bewegen wir uns auf schlecht befestigten Wiesen parallel zu den Bäumen, die den Lauf des Flusses markieren. Nach etlichen Kilometern geht es zuerst steil bergan in eine dicht bewaldete Hügellandschaft, hinter welcher in der Ferne die Felsformationen der Abruzzen emporragen. Hier wird es ein wenig kühler, und der Fluss führt ordentlich Wasser. Nach einiger Zeit gelangen wir in eine von Bäumen überschattete Senke, in deren Zentrum ein kleiner See grünlich schimmert.

Nach Süden wird die Senke von einer schroffen moosbehangenen Felswand begrenzt. In mehreren Fontänen sprudelt unaufhörlich frisches Nass aus dem Felsen. Im Schatten der Bäume, die den See umkränzen, lässt sich herrlich rasten. Wo Sonne auf die Oberfläche scheint, tanzen strahlende Lichtreflexe im Wettstreit mit bunten Libellen. Thomas stürzt sich sofort ins Wasser, schwimmt ein paar Runden, taucht unter, schwimmt weiter. Er kann gar nicht genug bekommen. Ich nehme mir die Zeit, eine reichliche Kelle zu trinken, und lasse mich nieder, um nach der anstrengenden Wanderung neue Kraft zu schöpfen.

Der See ist so tief, dass mein Gefährte nicht darin stehen kann. Jedesmal, wenn er untertaucht, jauchzt er anschließend vor Freude und Ausgelassenheit. Jetzt versucht er auch noch, mich nasszuspritzen.

Nachher werde ich mich ebenfalls dem Wasser anvertrauen, obwohl ich ein bisschen Angst vor gefährlichen Parasiten habe, die sich da drin eventuell tummeln, und vor giftigen Schlangen. Generell muss man an so einer Wasserstelle auch mit Wölfen und Bären rechnen, die zum Jagen herkommen oder um ihren Durst zu stillen. Aber gut; man darf sich von seinen Ängsten nicht zu sehr vereinnahmen lassen, sonst geht man hinterher gar nicht mehr aus dem Haus.

_

Am nächsten Morgen suchen wir uns einen schönen Platz inmitten einer Ansammlung wilder Sonnenblumen, um ausgiebig zu frühstücken. Thomas hat bereits wieder ein Bad genommen. Es ist einsam hier draußen, so wie er es am liebsten hat; kein Wunder, dass er so gut gelaunt ist. Die schönen sonnigen Tage scheinen aber fürs erste vorbei zu sein. An der östlichen Himmelsfeste sind tiefschwarze Wolken aufgezogen.

Um uns zu orientieren, erklimmen wir einen nahe gelegenen Hügel. Von hier kann man ein ganzes Hochtal überblicken, eine einsame, grün bedeckte Ebene, in deren Zentrum sich die Ruinen eines antiken Tempels ausmachen lassen: das Fundament, etwas Mauerwerk und einige aufrechte oder umgefallene Säulen. Im Vergleich zu den Ausmaßen der Ebene und der dahinter liegenden Gebirgsketten nimmt sich der Tempel bescheiden und geradezu zwergenhaft aus, ist aber vor Jahrtausenden für die heidnischen Bewohner der Umgebung sicherlich die zentrale geistliche Anlaufstelle gewesen.

Um wieviel stärker werden meine Gefühle, als wir herabsteigen in das verlassene Tal und die wahren Ausmaße des Tempels deutlich werden. Meine Hochachtung für die erloschenen Geschlechter, die solche monumentalen Bauwerke vor langer Zeit in die offene Landschaft gestellt haben! Zwischen den Mauern und Säulen blinken die Lichtreflexe ei-

ner verhangenen Sonne, und ich ahne, dass ich hier lange nicht fortkommen werde.

Mindestens so alt wie die von der Witterung bedrohten Ruinen, wenn nicht älter, sind die wissenschaftlichen Ideen der Alten. Während Tempel und andere Bauwerke langsam zu Staub zerfallen, erhalten gute Ideen ihre Frische auf ewig, und ziehen in Zeiten des Aufbruchs sogar neu um die Welt. - Diese Einsicht haben wir Plato zu verdanken, und sie hat ihn bewogen, anstelle der vergänglichen Gegenstände die Ideen ins Zentrum seiner Philosophie zu rücken.

So weit wie Plato will ich allerdings nicht gehen. Für mich ist und bleibt die uns von Gott gegebene Materie das Maß aller Dinge. An ihrem Verhalten haben sich die menschlichen Ideen zu orientieren.

Noch werden wir von der schwermütig dreinblickenden Nachmittagssonne geblendet. Eine heißflirrende Schwüle bringt uns zum Schwitzen. Doch schon fällt ein kühler, böiger Wind auf die Landschaft, und die finsteren Wolken, die von der Adria her über den Bergkämmen aufgezogen sind, kommen näher und näher. Wie eine unübersehbare Phalanx römischer Legionäre mit schwarzen Schilden rücken sie auf uns zu und bedrohen den Frieden des Tals.

In der Ferne wird die Schwärze des Himmels von Blitzen erhellt; darunter sieht man graue Vorhänge niedergehen, dunkle, windschiefe Vorhänge ergiebigen Regens, die auch uns bald erreichen werden. Eigentlich ist nach den vielen heißen Tagen eine Abkühlung durchaus wünschenswert, andererseits sind mir Hitzegewitter unter freiem Himmel überhaupt nicht geheuer. Erst neulich sollen bei Laghetto mehrere Wanderer vom Blitz erschlagen worden sein.

Wir steigen zu der kleinen Erhebung hinauf, auf der die Römer den Tempel erbaut haben - oder die Sabiner oder Etrusker, wer weiß das schon genau. Aufgespültes Geröll und Schlingpflanzenhecken legen Zeugnis davon ab, wie wenig Interesse heutzutage an diesen alten Gemäuern besteht. Dabei muss man noch froh sein, dass sie nicht den Anschlägen von Fanatikern zum Opfer fallen, die am liebsten alle Erinnerungen an vorchristliche Zeiten auslöschen würden.

Und dann erblicke ich hinter den Sträuchern die hohen steinernen Säulen, umspült von den Strömen des Windes und den sanften Strahlen einer verglimmenden Sonne, welche die ganze Welt in ein fahl rötliches Licht taucht. Schon ziehen dunstige, tiefliegende Wolken mit hoher Geschwindigkeit über uns hinweg. Vom Himmel und von den Bergen ist nichts mehr zu sehen; alles verschwindet in grauer, neblichter Pampe. Hinter den Mauern des Tempels steigen warme Dämpfe empor, die schnell verwehen und sich mit dem Nebel der Wolken vermischen.

Während wir uns den Stufen der Kultstätte nähern, steigert sich das Heulen des Sturmes zum Gebrüll. Böen mit höchsten Geschwindigkeiten wirbeln Staub, Blattwerk und Äste herum. Im Hintergrund hört man schon lange Gewittergrollen, während die trübe Helligkeit des Tages einer entschiedenen Düsternis Platz macht, an die sich das Auge erst gewöhnen muss.

Trotz des Zwielichts lässt sich erkennen, aus welch prächtigem Marmor der Tempel gehauen ist. Die cremefarbenen Steine sind von grellweißen, spiegelnden Sprenkeln durchzogen und so akkurat geschliffen, dass alles perfekt ineinander greift. Sie fühlen sich samtweich an, und ihre Reflexe erzeugen selbst noch im Dunkeln ein magisches Licht. Ein Wunder, dass sie nicht längst entwendet worden sind.

Ich betrete die Stufen des Tempels mit einer gewissen Andacht und Respekt vor dem Glauben der Alten. Wiewohl wir Heutigen an einen anderen, universellen Gott glauben, schließt dieser für mich die GAN-ZE Wirklichkeit und sogar auch die Glaubenswelt der Heiden mit ein.

Genau in diesem Moment, wie auf Befehl eines himmlischen Heerführers, bricht das Gewitter los. Die hintere Phalanx der schwarzen Söldner beginnt vor Ungeduld zu tanzen, während die vorderste bereits feuchte, kühlende Pfeile auf uns abschießt. Mehrere Blitze zerreißen den Himmel, und ein lauter Knall lässt den Boden erzittern. Eine riesige Staubwolke wirbelt auf, verwüstet die Flora und treibt große Pflanzengeflechte wie Bowlingbälle den Pfad hinunter, auf dem wir gekommen sind.

Nach dem Sturm kommt der Regen in so großen schweren Tropfen, dass die zersprungenen Fundamente des Tempels in kürzester Zeit überflutet sind. Obwohl das Wasser springflutartig nach unten abfließt, scheint es uns schon bis zu den Knien zu reichen. Auf der höher gelegenen, windabgewandten Seite der Mauern finden wir notdürftig Schutz vor dem Sturm und den Fluten.

Thomas brüllt mir lachend etwas zu, von wegen, dass wir später mit dem Boot nach Rom zurückrudern können. Ich reagiere nicht darauf. Für diesmal bin ich es, der keine Unterhaltung wünscht. Ich nehme den feuchten, leuchtenden Marmor, die kühle Luft und die besonderen Düfte, die vom Sturm aufgewirbelt und vom Regen anscheinend verstärkt werden, wie Lebenselixiere begierig in mich auf. Bei gutem Wetter würde ich mich auf den Stufen des Tempels niederlassen, um stundenlang die weite offene Landschaft zu bestaunen und meinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Jetzt bleibt mir nur der skeptische Blick auf die anschwellenden Wassermassen und die morsche glitschige Holzplanke, die jemand vor längerer Zeit hierhin gelegt hat.

Zwischen zwei Marmorblöcken entdecke ich einen schmalen Durchgang - früher ein geheimer Seiteneingang zum Tempel? Als ich mich hindurchzwänge, kommt mir ein auffliegender Kauz in die Quere und die Begegnung mit einem regenschweren Wacholderbusch wirft mich fast aus dem Gleichgewicht. Die kleine Eule stößt einen wütenden Schrei aus, bevor sie hinter den Büschen verschwindet.

Der Weg führt aus der Anlage heraus, steil einen künstlichen Abhang hinunter. Aus einem Sims, an dem ich mich festhalten will, reiße ich fast das Gelege der Eule in den Abgrund. Ich verliere das Gleichgewicht, komme auf dem glitschigen Boden ins Rutschen und kann mich nur retten, indem ich mich auf den Hintern fallen lasse. Meine Güte, hier brauchst du ja eine Bergziegenausbildung!

_

In demselben Moment, als ich das steinerne Fundament des Tempels verlasse, hört der Regen schlagartig auf, und über einem Teil der Bergkette sieht man bereits blauen Himmel aufziehen. Thomas ist nirgends zu sehen; er wird sich wohl anderswo hin geflüchtet haben. Die klare Luft und das sich halb öffnende Landschaftspanorama erinnern mich an die guten Tage, die ich manchmal habe, und an denen ich, wie ich es bei mir selbst nenne, 'sehr weit sehen' kann...

Jetzt erblicke ich in der Ferne einen zweiten, wesentlich besser erhaltenen Tempel, dessen Existenz uns von den Bauern nicht beschrieben worden ist. Zwischen einer über einem Wäldchen hängenden Nebelschwade und einem Regenbogen liegt er wie eine Fata Morgana leicht erhöht über dem Tal.

Während ich mich wie magisch angezogen auf ihn zubewege, verschwimmen seine Konturen vor meinen regennassen Augen. Ich bemerke kaum, wie ich von großen Käfern umschwirrt werde und durch riesige, erdbraune Schlammpfützen wate, auf deren Oberflächen bereits wieder Mücken tanzen.

Etwas später stoße ich in dem schlammigen Boden auf Fußspuren. Vor nicht langer Zeit sind hier Menschen hergelaufen - möglicherweise Bewohner der Gegend, die den christlichen Glauben mit alten Riten vermengen, so ähnlich, wie sie in ihren Clanstreitigkeiten noch immer der Blutrache frönen, oder sich nicht scheuen, einen Wunderheiler zu konsultieren, wenn einem der ihren etwas zugestoßen und kein Arzt verfügbar ist.

Der Zutritt zu dem zweiten Tempel ist durch eine Brüstung versperrt, von der ich mich aber nicht abschrecken lasse. Zwischen den Mauern und Ritzen des ungewöhnlich gut erhaltenen Gebäudes steigen Dämpfe auf. Sie mischen sich mit der Luftfeuchtigkeit und dem herumwabernden Nebel zu einem exotisch riechenden Odem, welcher das gesamte Heiligtum durchzieht.

Am Ende der Halle, hinter den Säulen, hat man einen vollkommenen Blick über das Tal, sowie auf eine ferne Schlucht, an deren Ausgang die Adria leuchtet. Wo keine Nebelschleier die Sicht stören, kann man beobachten, wie reichlich und heftig der Regen noch immer über Teilen der Landschaft niedergeht.

Obwohl die Blitze seltener werden und das Donnergrollen sich langsam verzieht, nimmt das Wetter plötzlich noch einmal Fahrt auf. Der Himmel gebärdet sich wie ein an und für sich geschlagenes Heer, das nach einer kurzen Atempause und hektischen Neuaufstellung zu einem letzten Angriff und endgültigen Vernichtungsschlag ausholen möchte.

So gut die Mauern des Tempels auch erhalten sind, das Dach ist schon lange eingestürzt. Mir bleibt keine Wahl, als den neuerlichen Platzregen mit Gleichmut hinzunehmen. Oben peitscht der Sturm durch die Baumwipfel, so dass sich junge Triebe von ihnen lösen, unten wirbelt er zwischen den Säulen. Alte Stämme knarren, dass einem Angst und Bange wird, und ein besonders heftiger Windstoß fährt in meine nassen Kleider. Danach beruhigt sich das Wetter glücklicherweise. Das Pfeifen der Winde wird leiser, und vom Regen bleibt nurmehr ein Nieseln.

Das Mädchen kauert auf einem Mauervorsprung keine fünf Meter von mir entfernt und streicht sich benommen über die Stirn. Ihre Figur ist genauso betörend wie damals, und die Augen haben ihren Glanz nicht verloren; doch trägt sie die Haare anders, offen und glatt heruntergekämmt, wobei das Antlitz durch einen silbernen Haarreifen frei gehalten wird. An ihrem Hals hängt eine mit Edelsteinen besetzte Platinkette. Als sie mich erkennt, hält sie inne und stößt einen Laut des Erstaunens aus, der mich irgendwie an den Ruf der Eule erinnert. Dann blickt sie mich herausfordernd an. Offensichtlich hat sie unsere entmutigende erste Begegnung nicht vergessen.

Ich bin genauso überrascht wie sie und kann kaum glauben, sie hier vor mir sitzen zu sehen. Unwillkürlich muss ich daran denken, wie nervös ich damals gewesen bin und wie linkisch und tölpelhaft ich mich verhalten habe. Vielleicht ist jetzt der richtige Zeitpunkt, mich ein wenig in Szene zu setzen, indem ich Ayla, oder wie immer sie heißen mag, meine Hilfe anbiete, um sie vor Sturm und Gewittern zu schützen.

Mein Ansinnen wird wortlos zurückgewiesen. Die Jungfer hält mich auf Abstand. Offensichtlich gehört sie zu den Frauen, die Hilfe nur ungern in Anspruch nehmen, und auch gar nicht nötig haben. Man spürt ihre

innere Stärke sofort. Sie ist keine von denen, die immer sofort nachgeben oder sich auch nur Ratschläge geben lassen. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, wird kein männliches Wesen sie vom Gegenteil überzeugen können, und wenn ihr etwas an ihm nicht gefällt, wird sie es ohne Scheu sofort herausposaunen und ihn zurechtstauchen, wie er es ihrer Meinung nach verdient. Schön, aber unzugänglich und leicht reizbar. Frauen wie sie vertrauen auf ihre eigene Kraft und brauchen niemanden - außer vielleicht einen Ehemann, den sie herumkommandieren können.

Als ich die Augen öffne, ist sie von der Mauer heruntergesprungen und in einen kleinen Holzverschlag getreten, der vor den Büschen unweit des Eingangsportals aufgestellt ist. Sie hält die Hand auf, als wolle sie Eintritt von mir kassieren, zieht sie aber im selben Moment wieder zurück und versichert mir, heute sei alles umsonst. Dabei lächelt sie mich verschmitzt an, tritt aus dem Kassenhäuschen wieder heraus und fällt mir unvermittelt um den Hals.

Während sich unsere kühlen Körper berühren, versuche ich die Kontrolle über Körper und Geist zurückzugewinnen. Geht nicht. Das Mädchen hat sinnliche Lippen, eine entzückende kleine Nase, und ihre Haut besitzt die typische dunkle Tönung der Italienerinnen. Auf den Wangen ist Makeup verlaufen. Ich kann der Versuchung nicht wiederstehen, die Schminke zärtlich abzuwischen. Ayla greift nach meiner Hand und hält sie einen Augenblick fest. Mit dem Mund nähert sie sich meinem Ohr, um etwas hineinzuflüstern, was ich nicht verstehe. Dabei nehme ich ihren Körpergeruch wahr, und mir wird ganz schwindlig. Als ich mich an ihr festhalte, tritt sie einen Schritt zurück und stößt ein helles Lachen aus, wohl wissend, dass ich in ihren Netzen gefangen bin.

Während ich sie fragend anblicke, setzt sie zu einem längeren Monolog an, in dem das Zusammenspiel von Wissenschaft, Kunst und Religion eine wichtige Rolle spielt. Ihre Stimme ist jetzt laut, dabei aber weich und hell wie ein Diskant. Manche Silben zieht sie unnötig in die Länge, anscheinend fällt ihr die richtige Vokabel nicht ein. Es hört sich fast an, als sei Italienisch gar nicht ihre Muttersprache.

-Unser aller Leben ist ein Traum; es geht nur darum, den richtigen Weg nach draußen zu finden, erklärt sie mir unter anderem.

In die Richtung sind meine Gedanken allerdings auch schon gegangen. Ich weiß nur nicht, was ich dann mit meinen schönen Theorien anfangen soll. Ich bezweifle, dass der wissenschaftlichen Analyse eines Traumgefüges besondere Bedeutung beizumessen ist.

-Worauf es ankommt ist, in allem, was du tust, Gottes Werke zu preisen, ganz gleich, ob du Gottesdienste feierst, mit deiner Hände Arbeit Gutes bewirkst oder als Wissenschaftler die Ursprünge der Welt erkundest.

-Ich als Künstlerin, fügt sie hinzu, bilde die Schönheit der Schöpfung in meinen Werken nach.

Ayla weist auf ihren Haarreif und die Kette, die sie anscheinend selbst entworfen hat.

Während das Fräulein munter auf mich einredet, studiere ich fasziniert die Bestimmtheit ihrer Diktion, die Bewegungen ihres Kopfes und wie sich die Grübchen in ihrer Halsbeuge beim Schlucken verschieben. Ihr Blick hält dem meinen stand. In ihm scheint ein Versprechen zu liegen, eine Hinwendung, wie ich sie bei keiner anderen Frau jemals erlebt habe. Mit klammen Fingern streiche ich über die vom Sturm halb zerfetzte Bluse, während Ayla in Schweigen verfällt und sich dann vorbeugt, um einen Kuss auf meine Lippen zu setzen.

Wir sprechen nicht und hören nichts, spüren nur unsere gegenseitigen Berührungen. Alle Umtriebe der Welt scheinen wie hinter einer Trennwand verschwunden zu sein. Als ich in ihre nassen Haare greife, macht sich Ayla an ihrem Rock zu schaffen. Ich beuge mich zu ihr und lege beide Arme um sie, so wie ich es früher bei meiner Schwester getan habe, wenn sie hingefallen ist und sich verletzt hat. Ayla richtet sich auf und drängt sich heftig an mich, eine für mich völlig neue, überwältigende Erfahrung. Sie hebt den Kopf, legt ihren Arm um meinen Nacken und versucht erneut, mich zu küssen. Als sie merkt, dass ich noch nicht so weit bin (Wann werde ich es je sein?), dreht sie sich rasch zur Seite und zieht mich an der Hand einen Pfad hinunter, zu

einer Wegkreuzung, an der sie sich stürmisch und mit vielen Umarmungen von mir verabschiedet.

-Nein! rufe ich. Geh nicht fort!

Unbeeindruckt besteigt sie ein seltsames vierrädriges Gefährt, das sie vorher hier abgestellt haben muss, und rollt damit den Abhang hinunter bis zu einer Brücke, hinter der ich sie aus den Augen verliere.

Ich laufe ihr nach. Nichts kann mich aufhalten. Junge Triebe nicht, die mir ins Gesicht schlagen und mich mit einem Schwall Nässe bedenken, noch der Dunst einer hereinbrechenden Dämmerung. Ich stolpere über Haufen knirschender Kiesel, trete in Exkremente unbekannter Tiere und komme schließlich vor einem Gatter zum Halt. Statt mich von den Bullen auf der dahinter liegenden Wiese jagen zu lassen, laufe ich außen am Zaun entlang und stehe bald darauf vor einer breiten Bodenspalte. Indem ich mutig hinüberspringe, werde ich von einer unbekannten Kraft hochgehoben; ich purzele durch die Luft und finde mich plötzlich hinten auf Aylas Gefährt wieder. Um nicht herunterzufallen, presse ich mich an ihren Rücken und halte mich an ihrer weichen warmen Hüfte fest. Sie scheint es zu genießen, denn sie dreht den Kopf ein wenig zur Seite und lächelt verträumt.

Ich ermuntere sie weiterzufahren, und während das Gelände wegsamer wird, komme ich endlich zum Durchatmen. Um mit Ayla auf ewig verbunden zu sein, würde ich überall hinfahren; jeden noch so steilen Pfad würde ich mit ihr gehen.

Am Ende der tollkühnen Tour halten wir bei einem Wäldchen an, das die tiefste Stelle des Tales markiert. Unter den Bäumen scheint die Welt in mondsüchtigem Dämmerschlaf erstarrt. Im Dunkel des Dickichts lässt sich eine halb verfallene Holzhütte ausmachen. Hand in Hand wagen wir uns hinein. Der Boden ist verdreckt und voller Piniennadeln. Vorn ist das Dach noch intakt, Bettlager und Feuerstelle sind trocken, doch hinten klafft ein riesiges Loch im moosbewachsenen First.

Ich will ein Feuer anzünden und klaube dazu aus einem Verschlag hinter der Hütte trockenes Holz zusammen. Als ich das zweite Mal nach

den Holzscheiten greife und mich danach wieder aufrichte, staune ich nicht schlecht. Unter den Bäumen ist es hell geworden und die halb verfallene Hütte hat sich in eine moderne Herberge verwandelt. Über einer mit Girlanden und Kränzen geschmückten Veranda hängt ein Schild, welches auf Übernachtungsmöglichkeiten hinweist. Unsicher öffne ich die daneben liegende Eingangstür und sehe mich einer Empfangstheke gegenüber, vor der Ayla bereits auf mich wartet. Sie reicht mir den Zimmerschlüssel, den sie sich von dem Rezeptionisten hat geben lassen.

In unserer Suite, die mit hellen Möbeln und einem modernen Bad äußerst luxuriös eingerichtet ist, verbreitet eine lackierte Öllampe, vor der ein kostbarer, mit goldenen Sternen gemusterter Seidenschirm spannt, anheimelndes Licht. Eine eifrige Dienstmagd bietet sich an, uns das Abendessen zu servieren, und während wir auf die Mahlzeit warten, eröffne ich Ayla, dass ich sie schon seit langem liebe.

Sie scheint nichts dagegen zu haben, und hört mit großer Ernsthaftigkeit zu, als ich weithin abschweife, ihr von meinen Theorien erzähle, von den Glücksgefühlen und Schwierigkeiten, die mit wissenschaftlichen Erfindungen einhergehen, aber auch von meiner Kindheit und den harten Wintern im Ermland. Den theologischen Teil meiner Existenz spare ich weitmöglichst aus. Ich will nicht, dass Ayla mich für einen weltfremden Priester hält.

Wir sitzen zusammen am Esstisch, und ich sehe den Stoff ihrer zerrissenen Bluse im Takt mit ihr atmen. Um mich abzulenken, lasse ich meinen Blick durch den Raum schweifen.

Frühere Besucher und Hochzeiter haben ihre Namen mit Herzchen verziert in das Holz unseres Tisches geritzt, und auf der einen Sitzbank entdecke ich das Bild einer Nackten, von der genaugenommen nur die Brüste und die breiten Hüften zu erkennen sind. An einer anderen Stelle hat jemand versucht, zwei Namen auszuradieren. Mit einem kleinen Messer setze ich unsere Initialen dazu.

Nachdem Ayla mir etwas aus ihrem Leben in einer typisch norditalienischen famiglia erzählt hat, kommen wir uns immer näher. Selbstsicher

schüttelt das Mädchen sein dunkles, seidig schimmerndes Haar. Ich streiche ihr mutig eine vorwitzige Strähne aus dem Gesicht und habe dabei das Gefühl, noch nie einem Menschen so verbunden gewesen zu sein.

Am nächsten Morgen ist der Rausch unserer Liebe keineswegs verflogen. Das Zirpen der Grillen draußen im Garten klinge wie eine Aufforderung, sagt Ayla und bittet mich nach dem Frischmachen zum Tanz. Meine Liebe tanzt ausdrucksstark, fast so gut wie die Profis, die wir vorletztes Jahr in Bologna gemeinsam erlebt haben.

Während ich längst nicht mehr kann und meinen ermatteten Körper über dem kostbar bestickten Sofa ausstrecke, tanzt Ayla unverdrossen weiter vor meinen bewundernden Blicken. Wie außerordentlich gelenkig sie ist! Wo hat sie bloß gelernt, ihren Hals bis fast auf den Rücken zu drehen und mich dabei mit schönen, runden Augen rätselhaft anzusehen.

Nach der sportlichen Einlage genießen wir die morgendlichen Annehmlichkeiten - das von der Hausdame bereitgestellte Frühstück, den Diener, der uns saubere Kleider hereinträgt, sowie ein heißes Bad in zwei großen Wasserzubern. Anschließend begeben wir uns auf den Balkon mit Blick auf die Anhöhe, wo gestern Abend noch der Tempel stand. Jetzt thront dort oben ein herrschaftliches Landhaus, umgeben von einem Park, der schöner angelegt ist als alle Gärten, die ich in Italien gesehen habe. Auf der Rückseite des Landhauses befindet sich hinter einer Steintreppe eine von riesigen Laubbäumen beschattete, großzügige Terrasse, von der aus man sicherlich einen herrlichen Ausblick genießen kann.

Im nächsten Moment liege ich neben Ayla gefesselt im Bett. Unsere Zimmertür steht offen, und man hört Leute draußen panisch 'Feuer!' rufen. Kurz darauf setzt in den Gängen und im Treppenhaus des Hotels lautes Getrappel ein. Es kommt zu Tumulten. Anscheinend versuchen alle Gäste gleichzeitig, um jeden Preis nach draußen zu gelangen. In dem allgemeinen Tohuwabohu schenkt uns niemand die mindeste Aufmerksamkeit, alle sind mit der Rettung ihrer eigenen Haut beschäftigt.

Niemand? Unter denen, die an uns vorüberhasten, ist auch der Bologneser Dekan. Im Vorbeilaufen erzählt er seiner Begleitung lachend etwas von einem Inquisitionsverfahren, das gegen mich eingeleitet worden sei.

Während ich immer verzweifelter an meinen Fesseln zerre, ebbt das Gedränge langsam ab. In Aylas Augen spiegelt sich bereits der Schein lodernder Flammen, und ich bin dabei, mich in mein Schicksal zu ergeben, da steht der Dekan plötzlich vor unserem Bett. Er führt uns in einen Raum, in dem jede Menge Kinderspielzeug verstreut auf dem Boden liegt. In einem Hinterzimmer wird geraucht und Glücksspiel gespielt, und der Dekan versucht, mich an einen der Tische zu locken. Er hält einen Brieföffner in der Hand, der mir bekannt vorkommt. Den habe ich doch vor vielen Jahren von einer Tante geschenkt bekommen!? Als ich Dantiscus darauf ansprechen will, antwortet er nicht, sondern bohrt mit dem Brieföffner Löcher in die Wand. Bald tut sich dort ein großes Loch auf und man sieht noch einmal die Hotelgäste vor dem Feuer fliehen. Ich schließe mich ihnen an und lande in einer von Fledermäusen behausten feuchten Höhle, wo sich alle schmutzig machen und versuchen, ihre Hände an meinen sauberen Kleidern abzuwischen. Hinten in der Höhle ruft Ayla um Hilfe. Sie ist in einen unterirdischen Fluss gefallen und kommt nicht wieder heraus. Irgendetwas versucht, sie in die Tiefe zu ziehen, ich kann aber nicht sehen was. Verzweifelt greife ich nach ihren Armen und spüre, wie das Etwas auch mich nach unten ziehen will. Immer wieder muss ich dagegen ankämpfen, mal scheine ich im Vorteil, mal die unsichtbare Kreatur. Es geht hin und her, das Kräftemessen nimmt kein Ende. Zusätzlich dringt ein Schwall stinkenden Rauches in die Höhle und droht uns alle zu ersticken ... da endlich schrecke ich hustend und schwer atmend aus meinen Albtraum hoch. Ich bemerke, dass Ayla mich in ihren Armen wiegt und beruhige mich langsam.

Als ich gegen Mittag aus einem erholsamen Schlaf erwache, ist das Mädchen verschwunden. Ich rufe und suche vergeblich nach ihr, renne kopflos zwischen den Bäumen des Waldes umher. Alles, was ich erreiche, ist eine weitere Eule aufzuscheuchen, wieder ein Käuzchen, das sich unter surrendem Flügelschlagen in die morgenkühlen Lüfte

schraubt. Oben fliegt es einen großen Bogen, und mir scheint, als würde es sich in der Ferne noch einmal nach mir umdrehen, um mir mit seinen Flügeln zuzuwinken.

HINWEISE UND LINKS

Manche der im Text beschriebenen Ereignisse sind erfunden, zum Beispiel die Einnahme des berauschenden Medikamentes. Anderes, wie etwa die Tatsache, dass Kopernikus in Italien von seinem Bruder begleitet wurde, habe ich unerwähnt gelassen. Auch ist historisch nicht belegt, ab wann genau er die heliozentrische Idee verfolgte. Ich habe mich für die letzte Phase seines Bologna und Rom Aufenthaltes (1496-1500) entschieden, während manche Historiker die Zeit in Padua (1501-1503) oder in Heilsberg (1504-1510) favorisieren.

Viele Fakten in Bezug auf Kopernikus sind ungewiss. Ohnehin liegt aber das Augenmerk meines Textes darauf, die Gefühls- und Gedankenwelt des Niklas Koppernigk freizulegen, um hinter dem Renaissancemenschen die moderne Persönlichkeit sichtbar zu machen, die er vermutlich gewesen ist.

Lebenslauf des Kopernikus

19.2.1473 geboren in Torun als Sohn von Niklas
Koppernigk senior und Barbara Watzenrode

ca. 1484	Tod des Vaters. Vormund wird Onkel Lucas Watzenrode (ab 1489 Bischof des Ermlandes)
1491-1495	Universität Krakau
1495-1500	studiert Jura, Astronomie und Sprachen an der Universität Bologna; lebt bei und assistiert Dominico Maria di Novara
1500	Aufenthalt in Rom; hält Vorträge über Mathematik und Astronomie. Danach kurzzeitig Rückkehr in die Heimat
1501-1503	studiert Medizin an der Universität Padua
31.5.1503	Doktor des kanonischen Rechts, Universität Ferrara
1504-1510	Sekretär seines Onkels Bischof Watzenrode in Heilsberg
ca.1510	Zerwürfnis mit dem Onkel
ab 1512	bis zu seinem Tod Domherr in Frauenburg
ca. 1513	Fertigstellung der kleinen Arbeit Commentariolus und Versendung an wenige Interessierte.

Der Commentariolus enthält bereits alle wichtigen Thesen des kopernikanischen Weltbildes:

- -Die Erde ist nicht der Mittelpunkt des Universums, sondern nur das Zentrum der Mondbahn.
- -Alle Bahnkreise umgeben die Sonne, also liegt der Mittelpunkt der Welt in Sonnennähe.
- -Die Bewegung des Fixsternhimmels wird durch die Drehung der Erde um sich selbst hervorgerufen.
- -Die Bewegung der Sonne am Himmel ist keine Eigenbewegung, sondern wird durch den Lauf der Erde um die Sonne und durch die Erdrotation hervorgerufen.
- -Die Schleifen der Planeten am Himmel sind nur scheinbare Bewegungen, die dadurch entstehen, dass sich auch die Erde bewegt und sich dabei unser Blickpunkt verändert.

Zur Begründung seiner Theorie stellt Kopernikus eigene Beobachtungen an, die mit kümmerlichen, selbstgebauten Instrumenten durchgeführt werden.

ca. 1530 Fertigstellung des Hauptwerkes *De revolutionibus* orbium coelestium, das erst

24.5.1543 nach seinem Tod veröffentlicht wird

Bologna um 1500

Bologna liegt am Fuße des Apennin, zwischen den Flüssen Reno und Savena. Die Flussläufe und Kanäle in der Stadt wurden im Verlaufe der Stadtentwicklung fast vollständig überbaut.

Um 1450 erlangte die Familie der Bentivoglio mit Sante (1445-1462) und Giovanni II. (1462-1506) die Herrschaft in Bologna. Während ihrer Regierungszeit blühte die Stadt auf; angesehene Architekten und Maler gaben Bologna das Gesicht einer klassischen italienischen Renaissance-Stadt.

Giovannis Herrschaft endete 1506, als die Truppen Papst Julius' II. Bologna belagerten und die Kunstschätze plünderten. Im Anschluss gehörte Bologna bis zum 18. Jahrhundert zum Kirchenstaat.

Bologna wird auch la grassa ('die Fette') genannt wegen des gehaltvollen Essens, für das die Stadt berühmt ist. Weitere Beinamen sind la rossa ('die Rote') wegen der roten Ziegel der Häuser und der vorherrschenden politischen Richtung, sowie, wegen der berühmten Universität, la dotta ('die Gelehrte'). Bologna wird auch la turrita genannt, nach den vielen Geschlechtertürmen, von denen die meisten Ende des 19. Jahrhunderts zerstört wurden.

Wahrzeichen der Stadt sind noch heute der Torre Garisenda und der Torre degli Asinelli. Um 1100 erbaut, war letzterer mit seiner Höhe von 94,5 m damals wohl der höchste Profanbau Europas. Die beiden Türme sind mit wenigen anderen die letzten Überbleibsel von rund 180 Geschlechtertürmen des mittelalterlichen Bologna, die im 16. Jahrhundert zum Großteil geschleift wurden.

Als Zentrum der Stadt gilt die Piazza Maggiore mit der Basilika San Petronio. Die mächtige gotische Kirche ist die fünftgrößte der Welt. Ursprünglich als größte Kirche der Christenheit geplant, wurde der Bau, begonnen im Jahr 1390, aufgrund finanzieller Probleme bis heute nicht vollendet.

Bekannt ist Bologna außerdem für seine Arkaden. Sie erstrecken sich über 38 km und wurden ursprünglich geschaffen, um der wachsenden Bevölkerung der Stadt gerecht zu werden. Der Bau der Arkaden ermöglichte es, die oberen Stockwerke auszubauen und so neuen Wohnraum zu schaffen, ohne den Handel und den Durchgangsbetrieb zu stark zu beeinträchtigen.

Lehrer und Vorbilder des Kopernikus

- Philolaus, 470-385 v. Chr., griechischer Philosoph. Auf der Suche nach Alternativen zum geozentrischen Weltbild behauptete er, die Erde rotiere um ihre eigene Achse
- Aristoteles, 384 322 v.Chr., einflussreicher griechischer Universalgelehrter, lehnte den heliozentrischen Ansatz strikt ab
- Aristarch, 310-230 v.Chr., griechischer Astronom und Mathematiker, der bedeutendste antike Verfechter eines heliozentrischen Weltbildes
- Archimedes, 287-212 v.Chr., Mathematiker, Physiker und Ingenieur, berechnete die Größe des Universums auf Basis der aristarchschen Vorstellungen
- Ptolemäus, griechischer Mathematiker und Astronom, geboren um 100 n.Chr., formulierte das geozentrische Welt aus
- Domenico Maria da Novara, 1454-1504, Astronom und Sterndeuter, Professor in Bologna, Mentor des Kopernikus
- Georg Joachim Rheticus, 1514-1574, Mathematiker, Astronom, Kartograph und Mediziner, der einzige Schüler des Kopernikus

Der Fluss Aniene

Der Fiume Aniene fließt durch das südliche Latium. Eine Wanderung entlang des Flusses zu einer antiken Tempelanlage bildet den Abschluss des fiktiven Tagebuches.